Der Golem

Rudolph Lothar


INDIANENSIS UNIVERSITATIS SIGILLUM
MDCCCXX



Der Golem

Phantasien und Historien

von

Rudolf Lothar

Leipzig und Berlin S.W. Bernburgerstr. 3
bei Georg Heinrich Meyer
1900



Meiner lieben Frau

Ernestine

zugeeignet.

Weihnachten 1899.

Inhalt

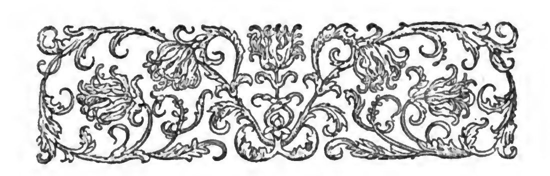
Seite



Von **Rudolf Lothar** erschienen in dem gleichen Verlage:

Halbnaturen. Ein Wiener Roman. geh. M. 3.50, geb. M. 4.50.

König Harlekin. Ein Maskenspiel in vier Aufzügen. geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.



Der Golem.

Stille war es in der Stube. Im Erker saßen zwei Frauen und stickten. Die Ältere rührte fleißig die Finger. Über dem Gesicht mit den roten Bäckchen und dem Gewirre von Falten und Runzeln lag eine zufriedene Fröhlichkeit. Die kleinen listigen Augen glitten beweglich immer wieder von dem goldenen Muster des Tuches zum Fenster und schauten neugierig auf die Straße. Dort gab es freilich nicht sonderlich viel zu sehen. Um diese Zeit des Nachmittags war es ruhig in der Judenstadt, und nur selten schritt ein Wanderer die Mauer des Friedhofs entlang, der dem Fenster gerade gegenüber lag. In dichten Flocken wirbelte der Schnee vom Himmel, setzte den Leichensteinen weiße Mützen auf, breitete seinen Hermelin über die Sarkophage und seinen glänzenden Teppich über die Wege. Hatte

Mutter Hanna eine Weile dem Wirbeln und Tanzen in der Luft zugeguckt, so senkte sie eifrig wieder den grauen Kopf auf die Arbeit und zog doppelt so schnell die Nadel mit dem blinkenden Goldfaden in die Höhe. Ihr gegenüber hob das junge, blasse Geschöpf nicht ein Mal die Augen von der Stickerei. Nein, so still, so traurig und vergrämt hatte Mutter Hanna ihren Liebling nie gesehen. Und es gab doch keine Stunde im Leben Esthers, deren Geheimniß sie nicht kannte. Sie war ja ihre Amme gewesen, sie hatte ihr ganzes Leben behütet und bewacht, hatte wie ein treuer Hund vor der Schwelle ihrer Erfahrung gelegen, alles Böse abgehalten, jedem düsteren Gedanken, jedem traurigen Empfinden den Eintritt verwehrt. Als Perl, die Gattin des hohen Rabbi Löwe, starb und sie im Hause des Rabbi Wirtschaft und Regiment übernahm, hatte sie sich zugeschworen mit den furchtbarsten Eiden, die ihre Phantasie nur erfinden konnte und deren Ausführung nach ihrem festen Glauben unwiderruflich in Gottes Händen lag, für des Rabbi Töchterchen zu sorgen wie eine Mutter. Und diese Sorge um den lieben, schönen Leib, um die gute, reine Seele und das brave, aber etwas schweigsame Herz

war nun der Inhalt von Mutter Hannas Dasein. Was aber ging jetzt in dieser Seele vor, was machte das Herzchen erbeben, was hielt den Körper in seiner Blüte und Entfaltung zurück? Denn Esther magerte ab und ließ das Köpfchen hängen wie eine verdurstende Blume. Dabei kochte Mutter Hanna das Beste und Ausgesuchteste. Nicht einmal freuen konnte sich das Kind mehr. Als jüngst der Vater zum Kaiser Rudolf auf den Hradschin berufen worden und ganz Prag von der hohen Auszeichnung sprach, die ihm und der ganzen Judenschaft widerfahren, hatte das Kind kaum gelächelt. Und als dann der Vater von der Audienz heimkehrte, und der Vorstand der Gemeinde, den reichen Mordechai Meisl an der Spitze, ihn feierlich am Thore des Ghettos einholte, war ihm das Kind nicht einmal bis in den Flur entgegengelaufen. Es war doch sonst ihre Art nicht, still zu sitzen und sich die Lippen zu zerbeißen!

Mutter Hanna hielt mitten im Sticken inne, stach entschlossen die Nadel in das Tuch, kreuzte die Arme, trommelte mit den kurzen rundlichen Fingern einige energische Takte und sah mit ganz kläglichen Augen, aus denen für den Moment alle Fröhlichkeit verschwunden war, ihren Lieb-

ling an. Und als fühlte Esther die Frage des Blickes, schob sie plötzlich die Arbeit von ihren Knieen, ließ sich vom Sessel zur Erde gleiten, schlang die Arme um Mutter Hanna und fing bitterlich zu weinen an. Das Schluchzen schüttelte ihren ganzen Körper, und eine Zeitlang war es gar nicht zu mildern. Dann hörte es in seiner Heftigkeit langsam auf und ging in ein stilles Jammern und Klagen über, aus dem nur manchmal stoßweise ein neuer Thränenstrom hervorbrach. Mutter Hanna legte zuerst sorgsam die angefangene Stickerei neben sich auf das Tischchen — das unvorsichtige Kind hätte sie beinahe mit ihren Thränen verdorben! — dann mühte sie sich ab, aus dem fassungslosen Mädchen etwas wie ein Bekenntnis oder Geständnis herauszubringen. Aber Esther wollte nichts bekennen, schüttelte nur immer auf alle Fragen den Kopf, sprach nichts, sondern weinte bloß. Als das Fragen nichts half, versuchte Mutter Hanna ein anderes Mittel.

„Schämst du dich denn nicht, mein Goldkind, unglücklich zu sein? Solltest dich ja froh und glücklich fühlen wie kein zweites Mädel. Dein Vater ist der hohe Rabbi Löwe, der beste, weiseste Mann in ganz Prag, der Stolz, die

eiserne Säule des Judentums. Weit über die Erde geht sein Ruhm. Kaiser und Könige sprechen von ihm, und alle Gelehrten sind seine Freunde. Was er schreibt, ist kostbar wie Gold und Juwelen, und was er spricht, wird ihm von Gott in den Mund gelegt. Hat doch der große Tycho de Brahe, weißt du, der Sterndeuter unseres gnädigsten Kaisers, als er jüngst bei deinem Vater war, zu ihm gesagt — ich hörte es deutlich aus dem anderen Zimmer: ‚Ich beuge mich vor Eurer Weisheit.' Hörst du, er beugte sich! Macht dich denn das gar nicht stolz?"

Aber Esther weinte fort und gab keine Antwort. Mutter Hanna wiegte ihren Oberkörper hin und her und begann dann wieder:

„Was willst du denn eigentlich, mein Täubchen, mein Lämmchen, meine schönste Blume? Du hast alles, was ein reiches Mädchen sich wünschen kann. Und zu allem Guten stickst du gerade deine eigene Aussteuer. Dieses Tuch wird dein Brautbett schmücken —"

Plötzlich stockte sie. Sie hatte offenbar die Wunde berührt, denn mit einem Male ging das leise Wimmern des Kindes aufs neue in lautes Schluchzen über. Hanna nickte einige Male

bedeutungsvoll und zog die Brauen empor. Dann setzte sie mit ganz anderem Tonfalle ein:

„Darum also die Thränen, mein Närrchen?! 's ist nicht so schlimm, das Heiraten. Ist ja unser ganzes Glück im Leben! Unter dem Brauthimmel hindurch geht der Weg zur Freude. Deine Mutter Perl ist ihn gegangen mit Thränen, wie du sie jetzt weinst, und der hohe Rabbi Löwe hat ihr dann alle Rosen des Glückes vor die Füße geschüttet. Und ich bin ihn gegangen, das ist lange, lange her, und habe gedacht, mein letztes Stündlein müßte kommen. Aber ich wäre dann denselben Weg gerne noch einmal gegangen, als ich um meinen Seligen genug getrauert hatte. Wovor wir uns fürchten wie vor grimmigster Nacht, wandelt Gottes Fügung in lichtesten Tag. Wisch' dir die Thränen ab und hör' mir zu: ich will dir erzählen, wie herrlich es bei deiner Hochzeit zugehen wird. Denke dir nur —"

Aber sie brach mitten im Satze ab. Esther hatte das Gesicht erhoben und starrte sie an mit einem solchen Ausdruck des Entsetzens, daß Hanna plötzlich mit all ihrer Weisheit zu Ende war; fast schüchtern setzte sie dennoch ihre Trostversuche fort:

„Ist denn dein Bräutigam Elasar nicht ein kluger, ein gelehrter Mann? Er weiß das Wort zu deuten wie keiner. Selbst deinem Vater hält er Stand. Und er weiß auch die Worte zu fügen und zu kleiden, daß sie glänzen und duften wie ein Strauß von Blumen, die auf Zion wuchsen. Er hat ein Herz wie Gold und er liebt dich. O, das weiß ich! Wenn er dich anschaut, so spricht die Liebe aus seinen Augen wie Gott aus dem brennenden Dornbusch!"

Zum erstenmale öffnete jetzt Esther den Mund:

„Seine Augen schielen!"

„Nein, das habe ich noch gar nicht bemerkt!" beteuerte sofort Hanna mit allem Nachdruck, aber ohne Überzeugung, denn sie wußte sehr gut, daß Elasar schielte, krumm und etwas verwachsen war. Er war ein häßlicher Mensch. Da half kein Beschönigen: er war wirklich häßlich! Aber Hanna ließ sich gar nicht darauf ein, das Lob seiner körperlichen Schönheit zu singen, sondern begnügte sich, in beweglichen Worten sein edles Herz, seine große Seele, seine weise Einsicht zu preisen. Und als Esther trotzdem gar nicht zu besänftigen war, spielte sie endlich ihren großen Trumpf aus:

„Dein Vater hat ihn dir gewählt. Dein Vater kennt ihn. Dein Vater ist der klügste Mann; er sieht durch die Brust der Menschen, als wäre sie von Glas. Wenn er Elasar nicht für würdig hielte, sein Schwiegersohn zu werden, nie hätte er ihm die Hand seines Kindes zugestanden!"

Da richtete sich Esther mit einem Rucke empor, wischte sich mit dem Handrücken kurz und entschlossen die nassen Augen, warf mit einer heftigen Bewegung des Kopfes das schwarze Haar, das ihr wirr über die Stirne hing, zurück. Dann packte sie die gute Mutter Hanna um die Hüfte, drückte ihr flammendes Gesichtchen an ihre Schulter und begann zu sprechen in jäh sich überstürzenden Worten, in jagenden Sätzen. Nein, sie wollte ihn nicht heiraten, den häßlichen, schiefen Menschen, wenn er auch noch so groß als Gelehrter war, und wenn er auch Psalmen singen konnte wie weiland König David. Er war ihr ein Greuel. Sie hatte Angst vor seiner Berührung; sie konnte ihm nicht einmal die Hand geben. Wenn er sie anstarrte, wenn er ihr mit schüchternem Stammeln von seinen Gefühlen sprechen wollte, wäre sie am liebsten gleich davongelaufen. Und

diesen Menschen mußte sie heiraten! Der Vater hatte es gesagt, und der Gedanke, dem Vater zu widersprechen, kam ihr nicht einmal in den Sinn. Aber es war ihr Tod. Es war ärger als der Tod. Und wieder zuckte es um die Lippen, die Nasenflügel bebten, das Kinn schob sich vorwärts, zwei tiefe Fältchen gruben sich in die Stirne und ein neuer Bach von Thränen lief aus den Augen. Hanna nahm das Kind fester in ihre Arme, wiegte es sänftiglich und strich ihr über den Kopf.

Indessen sie auf irgend ein Beruhigungsmittel sann, kam plötzlich die Rettung. An der Thür wurde leise geklopft, und als niemand „herein" sagte, ärgerlich gescharrt. Und als auch darauf keine Antwort kam, steckte jemand vorsichtig den Kopf durch die Thürspalte. Dieser jemand war ein alter, kleiner, gemütlicher Jude in einem langen Pelzrock, mit hoher, spitzer Pelzmütze. Als er die beiden Frauen erblickte, kam er eilfertig herein, machte allerhand Bücklinge und Kratzfüße und rief ein übers andere Mal: „Der Reb Simon ist wieder da und wünscht einen guten Tag!"

Reb Simon war ein gern gesehener Gast in der Prager Judenstadt. Er machte große Reisen,

war bald in Amsterdam, bald in Paris, bald in Jerusalem, ja sogar bis nach Persien und Indien führte sein Weg. Er handelte mit den größten Kostbarkeiten, mit wundervollen Juwelen, seltenen Schätzen, Altertümern besonderer Art und trieb nebenbei einen eifrigen Kram mit allerhand kleinem Tand, mit Nadelbüchsen und Pomaden, mit seidenen Fetzen und bunten Tüchern. Er kam zu Bischöfen und Fürsten, wenn er irgendwo ein besonders herrliches Stück aufgespürt hatte, und er ließ alte Weiber und junge Mädchen stundenlang um eine Elle Band oder um ein Salbtiegelchen feilschen. Er kannte die Preise und kam nicht zu Schaden. Sein Profitchen war nie übermäßig, und Christ und Jude kannten den Reb Simon als ehrlichen Mann. Aber man munkelte auch allerlei über ihn. Er sollte erfahren sein in geheimer Wissenschaft und mit der Kunst vertraut, die Geister zu erwecken. Man nannte ihn mit ängstlicher Scheu einen Nekromanten und Schatzgräber, und es gab Leute, die wollten ihn an verrufenen Orten gesehen haben, wie er mit unsichtbaren Genossen sich unterhielt. Sah man aber das harmlose Männchen mit dem Jokus auf den Lippen, mit der drolligen Beweglichkeit in den

Beinen und den ewig zappelnden Armen, so konnte man an die Märchen, die in seinen Fußstapfen gingen, nicht recht glauben. Reb Simon hatte seine Lieblinge, denen er nichts verkaufte, sondern denen er nur Geschenke mitbrachte, Wertvolles und Nichtiges, wie es sich gerade traf: einmal einen Smaragdring, einmal einen Zahnstocher aus Olivenholz. Zu seinen Lieblingen gehörte der hohe Rabbi Löwe und sein Töchterchen. Von jeder Fahrt kam er mit großen und kleinen Päckchen in das Haus, wo der steinerne Löwe über dem Thore Wache hielt, ließ sich zu Tische laden und erzählte die unglaublichsten Reiseabenteuer. Dann schloß sich der Rabbi mit ihm ein, und ganze Nächte hindurch saßen sie beisammen, und kein Mensch wußte, was sie sprachen und was sie trieben.

Als Hanna den Gast erblickte, kam sie ihm gleich entgegen und begrüßte ihn mit lautester Herzlichkeit. Durch ihre Thränen mußte Esther lächeln, wie Reb Simon sich nun vor sie hinstellte und sich komisch verwunderte über ihre Schönheit. Er hob beide Arme zum Himmel, tanzte von einem Bein aufs andere, verdrehte die Augen und citierte kräftige Verse aus dem Hohen Liede Salomonis. Dabei lachte sein

ganzes Gesicht; der dünne graue Bocksbart wippte heftig auf und ab. Doch hinter den närrischen Späßen lag für das junge Mädchen wohl verständlich auch ein Teil wirklicher, echter Bewunderung. Es dauerte ein ganz kurzes Weilchen und der kleine Handelsmann saß mit den beiden Frauen im Erker und erzählte Dinge, daß seine Zuhörerinnen sich gar nicht fassen konnten vor Erstaunen. In Persien war er just gewesen, war dort Wundertieren und Wundermenschen begegnet, Bestien, die sprechen, und Menschen, die fliegen konnten. Und mitten in seinen Schilderungen unterbrach er sich manchmal schmunzelnd, tauchte mit seinen Fingern tief in die Taschen des Pelzes und förderte wundersame Dinge zu Tage: einen Ring mit einem geschnittenen Steine, worauf alle Planetenzeichen zu sehen waren, gar ein kostbares Amulett, ein Töpfchen mit eingekochten Rosen, eine vertrocknete Blume, die aufblüht, wenn man sie ins Wasser steckt. Und mit Schnurren, Späßen und Geschenken brachte Reb Simon das Wunderwerk zustande, an dem vorher Hanna so kläglich gescheitert war: Esther vergaß ihren schweren Kummer und lachte, lachte von ganzem Herzen wie ein frisches fröhliches Kind. Vor lauter

Glück, Esther wieder lachen zu sehen, lachte Hanna, und Reb Simon meckerte und überschlug sich mit der Stimme und warf sich hintenüber und streckte die Beine von sich und that, als müßte er auf der Stelle sterben vor lauter Lachen. So gab es denn ein lustiges Terzett im Erker. Plötzlich verstummte es. In der Mitte des Zimmers stand der Rabbi Löwe. Esther eilte auf ihn zu und küßte ihm die Hand. Er umspannte mit beiden Händen ihren Kopf und küßte sie auf die Stirn. Reb Simon kam herangetänzelt und sprudelte eine Menge Begrüßungsworte hervor. Wieder hob er den Arm mit den gespreizten Fingern zum Himmel, rief Gott und seine Heerscharen an zu Zeugen, wie vortrefflich, wie gesund und stark der Rabbi aussehe. Aber beim Anblick des quecksilbernen Männchens hatte sich auf der Stirn des Rabbi eine finstere Falte eingegraben. Er schob Esther, die sich an seine Brust gelehnt hatte und über deren Köpfchen der mächtige weiße Strom seines Bartes flutete, sanft zur Seite, winkte Hanna zu, die, in einiger Entfernung stehend, in demütiger Haltung seiner Befehle zu warten schien, und gebot mit kurzem, schnellem Wort Reb Simon ihm zu folgen. Die beiden Männer

gingen den Weg in des Rabbi Studierzimmer. Die Frauen kehrten in den Erker zurück, nahmen ihre Arbeit und ihre Gedanken wieder auf. Das Lachen war verflogen. Esther schaute durchs Fenster. Ihr war, als hätte das Geschick über ihr Lachen einen Leichenstein gewälzt, wie sie draußen auf dem Friedhof in düsteren Reihen standen, und als falle über ihn der schweigsame Schnee vom Himmel.

II.

Des Rabbi Studierzimmer sah eher dem Laboratorium eines Alchymisten gleich als der Arbeitsstube eines Schriftgelehrten. Ein Herd mit allerhand sonderbarem Gerät stand inmitten des großen Raumes. Blätter mit krausen Zeichen hingen an den Wänden. Ein Kreidekreis war auf dem Boden gezogen, und ein Netz von Linien lief zwischen Sternbilden und hebräischen Buchstaben. Auf dem Tische lagen schwere Bücher zu Hauf, Bücher türmten sich auf dem Pulte, Bücher klommen in langen Reihen die Mauern empor, Bücher wälzten sich in starren Wellen aus allen Winkeln des Gemaches. Selbst auf dem Ruhebette, wo der Rabbi nach der Arbeit zu rasten pflegte, lagen Bücher, Bücher und Schriften.

Der Rabbi verschloß die Thür hinter sich und ging mit großen Schritten auf und ab, ohne sich um seinen Besuch zu kümmern. Er hatte die Hände über dem Rücken gekreuzt, den Kopf tief gesenkt. Die Falte zwischen den Brauen war noch schärfer und drohender geworden. Das weiße, lose Haar flammte wie vom Hauche des Zornes getrieben, über seinen Schläfen empor, und über der hohen Stirn mit ihren zarten Buckeln, Maulwurfshügeln der Gedanken, lagerte in finsterer Ruhe ein nahendes Gewitter. Plötzlich brach es los. Vor dem kleinen Handelsmanne blieb der Rabbi stehen, packte ihn bei den Schultern und schrie ihn an: „Du hast mir den Unfrieden ins Haus gebracht!" Reb Simon zog die Schultern hoch, schloß das eine Auge und blinzelte mit dem anderen den Rabbi an. Mit einem geschickten Drehen des Körpers entwand er sich seinen Händen. Dann spitzte er den Mund und blies die Luft mit pustendem Pfeifen vor sich hin, zupfte mit den Fingern an den Spitzen seines Bartes, setzte sich rittlings auf eine Sessellehne und sagte ganz leise, aber mit einer seltsamen Gewichtigkeit: „Den Unfrieden? Ei, ei! Habt nicht immer so gesprochen, Rabbi! Habt mich ja gebeten,

Euch immer mehr zu sagen, Euch immer mehr zu zeigen. Seid wohl nicht zu Rande gekommen mit dem großen Werke? Und Ihr vermaßt Euch doch, das Wunder zu vollbringen. Ich brachte Euch die Wissenschaft aus Indien. Was habt Ihr mit der Wissenschaft gemacht?" Der Rabbi ging zu einem Verschlage und hob den Vorhang: „Schau her!" sagte er ruhig und feierlich. Reb Simon riß die Augen auf, streckte die Hände vor und warf sie dann aus den Gelenken zurück zum Zeichen größten Erstaunens. Dort in der Nische stand eine lebensgroße Lehmfigur. Eine griechische Marmorstatuette des Apollo hatte offenbar dem Bildner als Anregung gedient, nicht als Modell. In der Bewegung wie im Ausdruck war die Figur von ihr völlig verschieden. Sie stellte einen Jüngling dar in vollkommenster Körperschönheit. Aber in den Zügen wie im Bau des Leibes sprach nicht der Geist der Antike, nicht griechische göttliche Heiterkeit und olympische Ruhe, sondern irdisches Kraftgefühl, ein heißes, spannendes Verlangen nach Leben. Die Muskeln waren wie sprungbereit, und der Mund schien eben zu einem Schrei sich öffnen zu wollen. „Schau her!" sagte der Rabbi. „Rastlos habe ich an diesem Bilde geformt und

gearbeitet! Meine ungelenken Hände, meine blöden Finger habe ich geschult und gemeistert. Und an diesem Thon, diesem Kloß, diesem Golem hängt jetzt mein Herz. Die erste Stufe zum Tempel habe ich erstiegen. Das Gefäß ist bereit, den Inhalt zu empfangen. Du begreifst die Vermessenheit meines Thuns. Du weißt, daß der Weg zum Werke, das du mich gelehrt, an Finsternissen vorüberführt, die kein Strahl der Himmelssonne durchleuchtet, in die kein menschliches Auge tauchen darf. Leben will ich spenden mit der Macht des Todes. Wie der Tod die Menschenseele aus ihrem Gefängnisse löst, daß sie frei und rein ihren Flug nimmt zur ewigen Höhe, so will ich sie lösen aus ihrer Hülle. Aber eine Wohnung will ich ihr weisen, die ich geschaffen, belauschen will ich sie und sie erkennen! Was nur Gott bis jetzt gethan, will ich vollbringen. Gott hält Zwiesprach mit den Seelen, ehe er sie zur Erde schickt, ehe er mit irdischem Gewand sie bekleidet. Und er redet mit ihnen, wenn sie heimkehren von ihrer Wanderung und das Gewand zerrissen ist!"
Der Rabbi sprach diese Worte nicht trotzig. Sie fielen ihm von den Lippen wie eiserne Stücke seines Willens.

„Siehst du, Reb Simon, die Handgriffe und Formeln konntest du mich lehren. Den Sinn des Geheimnisses habe ich durchforscht. Erst seitdem ich begreife, fühle ich die Größe meines Werkes. Ich stehe vor dem Quell des Seins und schöpfe aus ihm. Und ich weiß, was das Rinnen und Rieseln, das Rauschen und Strömen dieser Quelle bedeutet. Gott ist der Mund der Quelle, und Gott ist der große Ocean, in den alle Tropfen fließen. Aus seiner Rechten fallen die Tropfen zur Erde nieder, in seine Linke nimmt er sie wieder auf. Wer vermag es, den Weg eines Tropfen zu hemmen?"

Reb Simon drehte ungeduldig die Daumen ineinander und ließ seine Blicke die verräucherte Decke entlang gleiten.

„Wenn Ihr das erkannt habt," sagte er dann ärgerlich, „was plagt Ihr Euch mit magischer Kunst, warum wollt Ihr von mir die Mittel lernen, das Unmögliche zu erzwingen?"

Der Rabbi fuhr ihm heftig in die Rede: „Die Magie ist für mich nicht die Wissenschaft des Unmöglichen, sie bedeutet mir das Vordringen bis zur äußersten Grenze des Möglichen, die Ausnützung solcher Ursachen, die dem Unkundigen verborgen bleiben, das Erfassen von

Wirkungen, die andere nicht sehen. Ich kann die Kräfte, die Elemente nicht anders gestalten. aber ich kann mich ihrer bedienen. Ich kann keinen meiner Geister aus dem Nichts stampfen, aber ich vermag die Stimmen der Geister zu hören, ich zwinge sie mir zu Dienst und Hilfe. Und sie sollen uns helfen, das Werk zu vollbringen. Denn es ist nahe der Vollendung. Siehst du, jeder Mensch ist mit einem Teilchen der Allseele begabt. Aus dem Urquell empfing er es, zum Ocean kehrt es wieder. Von Gott geht es wieder zu Gott. Dieses Teilchen ist das Pfund Leben, mit dem er wuchern soll. Aber tausend Fesseln, Klammern, Gewichte drücken und pressen dieses Teilchen von allen Seiten: Was unsere Vorfahren gedacht und gethan wandelt sich zum Bleigewichte der Überlieferung, was alle unsere Mitmenschen denken und thun wird zur Fessel der Sitte, des Vorurteils, der Erziehung. Und so wird die Seele verkrümmt und verzerrt. Das Gefängnis des engen Körpers mit seiner Kleinlichkeit und Beschränktheit hemmt ihre Entwickelung. Die Thüren des Kerkers sind geschlossen, die Fenster, die ins Freie gehen, sind blind. Erst der Tod macht Thür und Fenster auf. Göttlich ist die Seele, bevor der

Mensch geboren wird und wenn er stirbt. Und solch einer göttlichen Seele weise ich dies Gefäß an."

„Gebt acht, Rabbi," lispelte leise Reb Simon, „daß Euch das Experimentum nicht mißrät, daß Euch die Seele nicht entschlüpft, ehe sie ihre Wanderung aus dem Leibe in die Gestalt vollendet. Habt Ihr Euch die Beschwörungsformeln gut gemerkt, wißt Ihr alle die Zeichen, denen die Elemente gehorchen? Lasset uns den Gang des Mysteriums noch einmal im Geiste verfolgen. Vieles kann ich Euch noch vertrauen, das Ihr nicht wißt. Wieder komme ich aus Indien. Dort sind weise Männer dem großen Geheimnis der wandelnden Menschenseele näher, als wir ahnen können. Dort habe ich mit diesen meinen Augen das Werk vollenden gesehen, vor dessen Beginne Ihr jetzt steht. Laßt mich Euch davon berichten!"

Wie Irrlichter im nächtlichen Dunkel sich suchen und haschen und sich umkreisen, so zuckten die Blicke der beiden Männer um einander. Dann wurde es still im Zimmer, im Flüsterton schlang sich Wort um Wort. Manchmal nur flammte eines in der Erregung heftiger auf. Der Rabbi war tief in seinen Sessel zurück-

gesunken, und über ihn gebeugt hockte das kleine Männchen, wie ein Käuzchen zu Häupten des Adlers.

III.

Reb Simon war längst gegangen. Noch immer saß der Rabbi unbeweglich; die Hände hatte er über die Knie verschränkt, den Oberleib gekrümmt, den Kopf zurückgeworfen. So starrte er mit aufgerissenen Augen vor sich hin. Das große Mysterium! Es war möglich, ihm erreichbar. Er hielt den Schlüssel in Händen. Wie herrlich würde sich Gottes Natur kund thun, in der reinen, freien Menschenseele! Was wäre ihr erstes Wort, ihre erste That? Ein Hosianna der Kraft, eine Offenbarung der Kraft, die die Mutter der Allseele ist! Wie spricht die Kraft, wenn ihr eine Zunge gegeben wird zu reden? Gottes Wort wird ihr entströmen, das gewaltige Wort: „So spreche Ich!“ Krüppel, verbildete, mißgestaltete Krüppel sind ja die Seelen der Menschen; Haft und Zwang des Lebens lastet auf ihnen. Mit einem Rucke sie vom Zwange befreien, mit einem Riß die Pforten der Göttlichkeit öffnen — wer das vermöchte? Er konnte es, er, der hohe Rabbi Löwe! Vor ihm stand

das reine Gefäß, herrlich anzuschauen. Und es verlangte nach seinem Inhalt.

Aus seinen Träumen weckte den Rabbi ein Lärmen empor. Die Treppe herauf keuchte es schwer und hart. Die Thür ward aufgerissen, und herein wankte, herein fiel ein unseliger Mann. Klein und häßlich, verwachsen, mit einem lahmen Bein und einer schiefen Schulter, ein Zwerg beinahe mit einem übergroßen Kopfe, aus dem zwei große dunkle Augen brannten, so lehnte er erschöpft am Thürpfosten. Die Kleider waren zerrissen und schmutzbedeckt, Blut lief ihm die Wangen entlang in den dichten schwarzen Bart, blutig waren seine Hände. Entsetzt sprang der Rabbi auf. Das war Elasar, sein künftiger Eidam. „Elasar, wo kommst du her, was ist dir geschehen?" schrie er ihm entgegen. Elasar atmete stockend und hatte Mühe, ein Wort herauszubringen. Er lallte, verzerrte den Mund, als ob er lachen oder weinen wollte, griff mit den Fingern krallend in die Luft, taumelte vorwärts. Der Rabbi fing ihn in seinen Armen auf und trug ihn, wie man ein Kind trägt, auf das Ruhebett. Dann wusch er ihm das Gesicht und untersuchte die Wunden. Sie rührten von Steinwürfen her. Aus den kurzen Worten, die

jetzt stoßweise zwischen den knirschenden Zähnen hervorkamen, konnte der Rabbi sich bald ein ungefähres Bild dessen machen, was geschehen war. Elasar war drüben auf dem Hradschin mit ein paar übermütigen Junkern, die des Weges kamen und ihn hänseln wollten, wie man eben einen häßlichen, verwachsenen Juden zu necken pflegt, in Streit geraten. Und der Jude hatte sich zur Wehr gesetzt, wirklich und wahrhaftig, als wäre er gar kein Jude, sondern ein Mensch wie andere, die Ehre im Leibe haben und sie zu verteidigen wissen. Als der Jude so that und frech vorgab, auch eine Ehre zu haben und sich in unverschämtem Hochmut dazu nicht hergeben wollte, den Junkern als Spielzeug zu dienen, wandelte sich die lustige Laune der adligen Herren, die ja bloß einen Spaß mit dem buckligen Menschen machen wollten, in Zorn und Wut. Im Nu war eine rechte Hetze im Gange, denn das Volk auf der Straße nahm selbstverständlich für die beleidigten und gekränkten Junker Partei. In toller Jagd ging es den Berg hinunter, über die Brücke, in die Altstadt, ins Judenviertel hinein. Die Jagd war furchtbar lustig, und einige der Junker konnten sie gar nicht bis zu Ende mitmachen. Sie mußten

am Wege stehen bleiben. Das Lachen schüttelte sie so, daß sie nicht weiter laufen konnten. In den engen Gassen des Ghettos gelang es endlich Elasar, seinen Verfolgern zu entkommen. Mit dem Aufgebot seiner letzten Kraft flüchtete er in das Haus des Rabbi. Und jetzt war seine Kraft völlig zu Ende. Er brach in sich zusammen, Erschöpfung und Schmerz legten ihm schweren, bleiernen Schlaf auf die Lider. Der Rabbi beugte sich über ihn. Welch tiefer Schatz von edlem Gefühl, von männlicher Gesinnung, von Herzensweisheit lag in der Brust dieses häßlichen Menschen! Würde aber je Esther seinen wahren Wert erkennen, würde sie je das geringe Gefäß, das kostbaren Inhalt barg, vergessen können? Der Rabbi hoffte es von seiner Tochter. Er, ein Seelenkundiger und Herzenprüfer, hatte Elasars Liebe und Herz gewogen. Das Glück seiner Tochter hatte er in die andere Wagschale gelegt und das Zünglein blieb gerade. Und während er sich sorgenvoll über den Schlafenden beugte und mit leiser Hand ihm die vom Schweiß zusammengeklebten Haare zurückstrich, kam ihm plötzlich ein Gedanke. Dieser Gedanke befiel ihn wie ein Tier, das im Sprung sich auf des Menschen Brust stürzt. So stark war der Stoß, mit

dem er ihn anfiel, daß der Rabbi zurücktaumelte. War es nicht Schickung, daß gerade jetzt, wo der Rabbi an sein Mysterium dachte, ein Schlafender in seinem Zimmer lag, ein Schlafender, dessen Seele würdig war, in reinem Gefäße zu wohnen? Nur für eine Stunde sollte sie ihr Haus gegen ein anderes vertauschen. Wenn Elasar erwachte, war sie längst wieder in ihr enges Gefängnis zurückgekehrt, und wie ein blasser Traum haftete in ihr die Erinnerung an die Freiheit. Doch zauderte der Rabbi. Denn sein Werk erschien ihm mit einemmale wie ein sündhafter Eingriff in die Rechte Gottes, wie eine Überhebung menschlicher Kraft, wie eine Einflüsterung jener Dämonen, die im Zwischenreich des Todes hausen. In kurzen heftigen Schlägen des Ja und Nein rang in seiner Brust Wille und Zaudern, und mit einem gewaltigen Ruck, wie ein Schiffer den Kahn mit einem Fuß vom Ufer stößt, siegte der Wille.

Schweigend ging der Rabbi ans Werk. Er schob die Lehmgestalt heran und stellte sie zu Häupten des Schlafenden. Er entzündete im Tiegel die Mischung von Kräutern und Metallen, er zog neue Kreise auf dem Boden. Dann rief er die vier Elemente zur Arbeit und Hilfe. Er

streute Sand vor sich hin und beschwor die Erde, ihr Gebilde zu tragen. Er schöpfte Wasser mit der hohlen Hand und bespritzte die Gestalt und den Schlafenden und beschwor das Wasser, der Seele seinen Fluß zu lehren, er hob ein brennend Scheit Holz vom Ofen, fuhr mit der Flamme im Bogen von Mittag zu Mitternacht und beschwor die Flamme, die Seele nicht erkalten zu lassen auf ihrer Wanderung. Und er streckte seinen Arm empor und beschwor die Luft, den Atem anzuhalten, wenn die Seele ihre Wohnung verließe, um in die neue Hülle zu schlüpfen. Dann begann er die Formeln zu sprechen und die Zeichen zu machen. Manchmal hielt er inne. Dann sah er den Schlafenden vor sich und horchte auf seine Atemzüge. Und die Lehmgestalt stand unbeweglich, starr und steif. Der Rabbi nahm sein Werk wieder auf. Er strich mit den Fingern vom Leben zum Lehm und seine Worte klangen bald weich und kosend wie Geflüster der Liebe, bald hart und gewaltig wie der Ruf des Sturmes.

Plötzlich ließ der Rabbi die Hände sinken und das Wort hielt inne auf seinen Lippen. Tiefes Dämmern füllte das Gemach. Durch das Fenster herein leuchtete das Pentagramma auf

der Turmspitze des Rathauses im letzten Abend-feuer. Die Zeit des Abendgebetes war gekommen. In der Synagoge wartete die Gemeinde auf den Rabbi. Der Sabbath hatte begonnen. War Reb Simons Unterricht falsch oder unvollständig gewesen, war das Werk unmöglich oder nur unvollendet — gleichviel, jetzt mußte es der Rabbi im Stiche lassen. Der Sabbath hatte begonnen, feierlich legte er sein Gebot der Ruhe auf Hand und Mund. Der Rabbi mußte in die Synagoge, die Botschaft des Gottesfriedens zu verkünden. Er ging. Der Schlafende lag ruhig. Das Werk war mißlungen.

IV.

Der Schlafende lag ruhig. Und starr und steif stand die Lehmgestalt zu seinen Häupten. Im Dunkel verschwanden die Umrisse der Dinge. Mauern und Decke verschwammen in eins, versanken in der Unendlichkeit der Finsternis. Und ans der Finsternis stieg es jetzt empor in wirren Tönen, erst leise in einzelnen tiefen, in einzelnen hellen Lauten, dann zusammenklingend und anschwellend in Chören. Die Elemente sangen ihre Lieder. Die Erde dröhnte mit den schweren Schritten der Grundakkorde, das Feuer loderte

zischend und schmetternd in Garben von auf-schießenden, jauchzenden Rufen, das Wasser sang seine urewig geheimnisvolle Melodie, die Luft kam mit Sturm und Sausen und riß an allem Festen. Und alle Chöre stürzten ihre Macht auf die Lehmgestalt und rüttelten sie auf. Und zwischen Leben und Lehm schwangen gewaltige Töne die Brücke. Wach auf! schrie das Feuer. Bewege dich! befahl das Wasser. Atme! brauste die Luft. Wandle! gebot die Erde. Und die Gestalt reckte sich, hob die Arme, öffnete die Augen. Das Werk war gelungen! Stumm, regungslos, in todähnlicher Starre lag Elasar. Seine Seele war entflohen. Der Leib des Golem hatte sie aufgenommen. Immer höher, immer stärker wuchsen die Chöre der Elemente, wie Gießbach und Katarakt donnerten sie aus der Höhe, wie aufgepeitschte Wellen schlugen sie empor. Der Raum war ihrer voll. Der Golem regte die Arme. Er schritt aus. Ungeschickt und ungefüge zuerst. Er wandte den Kopf. Er bückte sich und erhob sich wieder. Und in ihm sprudelte es auf wie eine Quelle aus tiefstem Grunde, die endlich den Weg ins Freie findet. Ins Freie! Der Golem warf die Faust empor und schmetterte sie auf den Tisch, daß er krachend zusammen-

brach. Dann faßte er ein Scheit und hieb um sich und tobte durchs Gemach. Durchs ganze Haus scholl sein Lärmen.

Esther lief entsetzt die Treppe empor, um zu sehen, was es gäbe. Sie riß die Thüre auf und sah sich dem Golem gegenüber. Der aber hatte sie kaum erblickt, als er mit einem wildem Schrei auf sie losstürzte. Esther blieb wie gebannt mitten im Zimmer stehen. Und vor ihr stand der Golem, aus seinem Munde kam ein Strom von heißen Worten, von Worten des Begehrens, und seine Hände zuckten nach ihrem Leibe und das Verlangen riß mit glühendem Griff seine Augen schier aus ihren Höhlen. Die Worte fügten sich erst sinnlos aneinander, aber ihr Ton, ihre Farbe, ihr Schrei sprachen von Liebe, von jener Liebe, die einherstürmt auf ihrem Siegeswagen wie die Sonne durch den Weltenraum. Die reine Seele offenbarte sich in ihren zwei gewaltigsten Trieben: Kraftbethätigung hieß der eine, Liebesverlangen der zweite. Und nun verschmolzen beide in eins. Die Kraft rang um Liebe, die Liebe kämpfte um Triumph mit der Kraft des freien Elementes. Was aus dem Golem sprach, war Elasars Seele. Aber sie sprach, wie die Seelen reden, wenn Gottes Wort

sie um seinen Thron versammelt und die irdische Hülle auf Erden zurückgeblieben ist. Sie sprach, wie die Engel reden, deren Schwingen von der Erde zum Himmel reichen und deren Schwert ist wie der Blitz und deren Atem ist wie der Sturmwind. Was göttliches Vermächtnis ist in der menschlichen Seele, die göttliche Kraft, die göttliche Freude, in den Engeln wird es zur Erscheinung. Und im Posaunenton, der durch die Himmel tönt, wandelt sich beides vereinigt zum Rufe der Liebe. Flügelschlag, der von der Erde zu Gottes Throne reicht, der Blitz, der leuchtend die Nacht zerreißt und flammend niederfährt, daß die Gründe erbeben, der Sturm, der mit seinem Kusse die Forste niederwirft und die Felsen erschüttert, das sind Künder der Liebe. Und solche Kunde kam jetzt ans des Golems Munde. Elasar sprach zu Esther. Hüllenlos sprach seine Seele. Ein Engel stand vor dem zitternden Mädchen — sie fühlte den Blitz, wie er in ihre Brust drang, sie fühlte den Sturmwind, wie er an ihre Lippen schlug, sie fühlte die Fittiche, die sie umschlangen.

V.

Der Rabbi hatte in der Synagoge den Segen gesprochen. Die Beter in ihren weißen Talaren

neigten sich tief, der murmelnde Chor des Psalmes hob sich im letzten klagenden Ringen um Gottes Barmherzigkeit und irdischen Frieden. An dem siebenarmigen Leuchter hing der Blick der Beter, als sei ihm beschieden, wieder dereinst auf Zion zu stehen, im Tempel des freien Volkes, dem die Zukunft verheißen ward. Aber die Lichter verlöschten und die in Sehnsucht brennenden Augen der Frommen senkten sich wieder zu Boden, und mit der Feier der Andacht war der Traum der Stunde, die Hoffnung auf Zion verflogen. Aus dem Gotteshause gingen die Männer nach Hause. Ernst, langsam, mit gebücktem Kopfe zogen sie heimwärts durch den tiefen Schnee. Nur der Rabbi eilte mit raschen, großen Schritten nach Hause. Unheimliche Ahnung nistete in seiner Brust. Er stürmte die Treppe hinauf, er öffnete mit starkem Rucke die Thür. Was er sah, erfüllte ihn mit Entsetzen. Der Golem hatte sein Kind gepackt, wie ein Raubvogel mit seinen Fängen ein Wieselchen umklammert. Und Esther wehrte sich nicht. Ihre weitgeöffneten Augen schimmerten im Abglanz strahlender Freude, ihr Mund war geöffnet zum Kusse, ihre Brust schob sich dem Sieger entgegen. Der Rabbi warf sich auf den Golem, entriß ihm seine Beute und hob einen

Hammer vom Boden, um die Lehmgestalt zu zertrümmern. Da fiel ihm Esther in den Arm, ja, sein eigenes Kind schrie auf und deckte mit ihrem Leibe den Golem. Dem Rabbi erstarrte das Blut in den Adern. Das Gespenst, der Lehmkloß, das Werk seiner Hände, raubte ihm sein Kind, hatte das Herz seines Kindes in seiner Gewalt. Noch hielt der Rabbi den Hammer hoch. Mit einer Kraft, die der Rabbi nie in dem Kinde vermutet hätte, hielt ihn Esther zurück. Aber mittlerweile war der Golem zum Fenster geeilt. Draußen ging ein gewaltiges Stürmen durch die Luft. Die freien Seelen, die Engel, die Heerscharen der Heerscharen erfüllten die Weiten und riefen ihren Bruder, riefen ihn zu Tanz und Flug durch die Ewigkeit. Die Menschen staunten über das Wunder. Ein Gewitter in winterlicher Zeit! Sie sahen nur die Hetzjagd der schwarzen Wolken, das glühende Branden der Blitze, hörten nur das Rollen des Donners. Der Golem aber sah die geflügelten Legionen, sah ihr Gewaffen, horchte auf ihre Stimmen. Und seine Stimme verschmolz mit dem Donner zu Einem Ruf. Er schwang sich auf die Brüstung, er breitete die Arme aus, als wären ihm Flügel gewachsen, und er schwang sich in den Reigen.

Aber schwer stürzte er nieder aus der Luft, die Erde ließ ihr Gebilde nicht los. Auf den Grabsteinen des Friedhofes barst der Golem in Stücke. Wehklagend stürmten die Brüder von dannen. Über dem Weißen Berge verschwand das Gewitter . . . .

Im selben Augenblicke, als der Golem zerschmettert niederfiel, that der Schlafende auf dem Ruhebette einen tiefen Atemzug. Die Seele, die Gott noch nicht heimgerufen hatte, die nur menschlichem Gebote gefolgt war, kehrte heim in ihre Hülle. Langsam stand Elasar auf. Ihm schwindelte. Aber sein Blick fiel auf Esther, die durchschauert von dem, was sie gesehen, an ihres Vaters Brust gesunken war. Und schüchtern und linkisch, wie es sonst seine Art, trat Elasar näher. Er stotterte einige Worte, verlegen nach Ausdruck tappend. Aber in Esther ging Seltsames vor. Sie erkannte den Ton der Stimme, sie erkannte die Gefühle, die in dieser Stimme bebten, sie erkannte mit einem Schlage in dem mißgestalteten Leib Elasars die Seele wieder, die sie vorhin mit dem göttlichen Kusse der Liebe zu sich in den Himmel gehoben hatte. Und der weise Rabbi ahnte, was in dem Gemüte seines Kindes vorging. Stumm legte er die Hände Esthers und

Elasars zusammen. „Geht,“ sagte er, „Erkenntnis heißt der Eingang zur Liebe. Und Erkenntnis heiße der Rückblick auf euer Leben, wenn eure Stunde gekommen ist. Und Segen bedeute euch beides.“ Und als die Thüre sich hinter Esther und Elasar geschlossen hatte, warf sich der Rabbi auf den Boden und betete zu Gott:

„Deine Gnade, Herr, ist übergroß. Die Vermessenheit deines Knechtes straffst du mit der Offenbarung deiner Güte. Mein Werk liegt zertrümmert unter den Toten. Aber es hat gedient, meinem Kinde das Glück zu geben. Zu meinem Kinde hat die Seele Elasars gesprochen mit der Gewalt der Stimme, die nur du allein zu hören berufen bist! Wie ein Engel spricht, so redete diese Stimme. Dein Hauch, o Herr, sprach aus dem Golem. Und dein Hauch, o Herr, ist die Kraft und dein Hauch, o Herr, ist die Freude. Dein Wort ist die Liebe. Vom Anfang zum Ende geht deine Liebe! Dein Name sei gepriesen in Ewigkeit, Amen!“





Der neue Messias.

Man schrieb das Jahr 1648 und es war ein böses Jahr voll Mißwachs, großem Sterben und vielem Jammer in der Welt. Und all das Elend, das über Menschen und Tiere und über die Früchte des Feldes hereinbrach, sollte von den Juden herkommen. Man verfolgte sie und viele starben auf dem Scheiterhaufen und im Kerker.

So geschah es auch in Smyrna. Die Juden beteten zu Gott in ihrer Bedrängnis. Dieser aber hörte ihre Stimmen nicht und gab ihren Widersachern Macht über sie. Da lebte ein edler Jüngling, Sabatai Zewi mit Namen, in der Judenstadt von Smyrna, und den drückte das große Leid, das seinem Stamme widerfuhr. Mit heißem Flehen wendete er sich zu Gott und bat ihn, ihm einen Weg zu zeigen, auf dem er

das Volk Israel zum Heile, zur Freiheit führen könne. Er saß im Schatten eines blühenden Pfirsichbaumes am Ufer des Meeres und blickte hinaus in die weite, unendliche Ferne. Dort, in jenen Fernen lebten seine Brüder in derselben Bedrängnis und harrten gleich ihm auf den Retter, den Gottesgesandten. Und er breitete die Arme aus und rief: „Harret aus, ihr Gedrückten und Geknechteten — der Tag ist nahe, wo der Herr wieder gnädig auf euch schauen wird. Es wird ein strahlender Tag sein, daß euch von dem Glanze die Augen schmerzen werden!"

Aber das Rollen der Flut, das Donnern der Brandung verschlang seine Worte. Dann warf sich Sabatai zu Boden und weinte und schlug sich auf die Brust. Als er wieder aufsah, lagen schwarze Wolken über dem Meere und die weißen Sturmvögel schossen ängstlich über das dunkle Wasser. Ein unheimliches Rauschen zog durch die Kronen der Bäume und dann war es auf einmal totenstill in der Luft und auf der Erde. Es war, als ob die Natur den Atem anhielte, um ein Wort des Himmels zu vernehmen. Da riß sich ein Blitzstrahl von dem Gewölke los und fuhr flammend nieder in die entgegenjauchzende

Flut. Und sein Schein fiel in Sabatais Brust. Er reckte sich empor und hob die Hand und schrie, daß seine Stimme den Donner überhallte: „Mich hast du auserſehen, o Herr, zum großen Werke! Du hast die Kraft in mein Herz gelegt; du hast mit deinem Strahle meinen Geist erleuchtet. Mir sollen deine Getreuen folgen und ich will sie emporführen zum Lichte. Ich will sie an deinen Thron geleiten und du wirst wieder deine Hand erheben und sie segnen!"

Und wie nun zwischen den fliehenden Wolken ein Stück klaren Himmels sich zeigte und ein schimmernder Regenbogen niederstieg zur Erde, da fühlte Sabatai Zewi den segnenden Hauch Jehovahs auf der Stirne und sah, daß sein Werk Gott wohlgefällig sei. Am selben Tage trat er vor die Rabbinen der Stadt und sagte ihnen, er wolle das Volk der Juden aus dem Kerker befreien. Gott sende ihn zur Erlösung.

Da spotteten die Rabbinen und sprachen mit dem Worte des Psalmisten: „Die Erlösten des Herrn sind die durch den Messias Erlösten. Bist du der Messias? Hat sich dir der Herr geoffenbart, dir, dem Messias, dessen Name von Ewigkeit her ist und der herrschen wird über alle Länder?"

Sabatai schwieg — dann sagte er: „Ich fühle die Kraft in mir, mein Volk zu retten, ihm die Macht wiederzugeben, die Krone der Tochter Zions aufs Haupt zu setzen. Und diese Kraft hat mir Gott gegeben. Deshalb nenne ich mich einen Gesandten Gottes!" — Die Rabbinen aber hörten ihn nicht, sondern fuhren fort, ihn zu höhnen und frugen ihn immer wieder: „Bist du der Messias?"

In Sabatai Zewis Augen lohte heilige Glut und er sprach: „Ja, ich bin's, ich bin der Messias!" Da nannten ihn die Rabbinen einen Frevler und verfluchten ihn und bannten ihn hinweg aus seiner Vaterstadt.

* * *

Zur selben Stunde, als Sabatai Zewi, ein Friedloser, Smyrna verließ, geschah es, daß in Amsterdam ein gar wunderbarer Vorfall sich ereignete. Eine schöne Jungfrau, Esther, die man als gottesfürchtig und ergeben in den Herrn kannte, trat in der Synagoge vor die versammelte Gemeinde und sprach: „Ein großes Glück ist mir widerfahren. Ein Engel des Herrn ist mir im Traum erschienen und hat mir verkündet, daß ich dem Messias zum Weibe

bestimmt sei." Da beugten sich alle vor ihr und die Ältesten küßten den Saum ihres Kleides. Es wurden aber Boten ausgeschickt nach allen Gegenden, um zu erkunden, wo der Gottgesandte weile. Sie fanden Sabatai Zewi im Hause seines Gastfreundes Rafael Chalebi zu Kairo. Sie huldigten ihm und zerbrachen die Schale, darinnen ihnen Wein kredenzt war. Denn das ist ein alter Verlobungsbrauch bei den Juden. Sabatai sprach zu ihnen: „Kehret heim und saget der Königlichen, daß ich ihrer harre. Ich will groß und mächtig machen das Haus Abrahams, daß es herrsche über die Welt. Mir hat der Herr die Kraft gegeben und er wird mir auch die Macht verleihen. Damit ich aber nicht zweifle, noch verzage, daß mein Blick klar bleibe und lauter mein Herz, sendet er mir Hadassa!"

Die Boten kehrten nach Hause und Sabatai ging in die Wüste und kasteite sich und betete. Denn er fühlte, daß er ein schwacher Mensch sei, der Großes unternommen. Er betete, daß der Herr seinen Arm stärke und sein Schwert schärfe. Das Blitzen seines Schwertes werde hinleuchten über alle Länder uud das Zeichen sein der Errettung. „Denn das Zeichen, das du mir gabst, o Herr,

war dein flammendes Schwert, das mich erleuchtete!"

An einem Frühlingsmorgen fuhr Sabatai Zewi auf blumengeschmücktem Schiffe seiner Braut entgegen. Sie kam, geleitet von ihren Brüdern, auf dem Schiffe ihres Oheims, der ein mächtiger Kaufherr war in Amsterdam. Und als Morgengabe brachte sie ein Fläschchen köstlichen Öles, um den Gesandten des Herrn zu salben. Als Esther den Schleier zurückschlug und Sabatai seine Braut erblickte, da war sein Auge geblendet von ihrer Schönheit. So blühte sie wie der junge Tag, der nun für Israel heranbrechen sollte. Sie wollte das Knie vor ihm beugen, er aber hob sie auf und küßte sie. Da riefen alle: „Lobsinget dem Herrn, denn er hat sich herrlich bewiesen; solches sei kund in allen Landen. Jauchze und rühme, du Einwohnerin zu Zion, denn der Heilige Israels ist groß bei dir!"

Die Hochzeit ward gefeiert im Hause Rafael Chalebis. Und während die Gäste Loblieder sangen auf den Herrn und seinen Gesandten priesen, führte Sabatai sein junges Weib hinaus vor die Stadt. Dort zeigte er ihr die Wunderbauten der Pyramiden und sprach:

„Siehe, unsere Väter standen in hartem Frondienst und diese Werke zeugen dafür. Das Volk der Juden hat sie gebaut im Dienste der Pharaonen. Auf des Herrn Befehl hat Moses unser Volk herausgeführt aus Ägypten, seine Fesseln zerbrochen — denn der Herr wollte ihm Gnade erweisen und es groß und mächtig machen über alle Völker der Erde. Seine Feinde, Roß und Wagen, hat er ins Meer gestürzt. Aber wieder sind wir geknechtet, Fronvögte sind über uns gesetzt und verlangen unser Blut. Doch die Stunde ist gekommen, wo der Herr wieder gnädig blickt auf Israel und seine Verheißung erfüllen will. Wie Mose, spreche ich: ‘Der Herr ist meine Stärke und Lobgesang und ist mein Heil. Das ist mein Gott — ich will ihn preisen; er ist meines Vaters Gott, ich will ihn erheben!’ Wie der Samum aus der Wüste, will ich kommen und mit dem heißen Atem meines Mundes die Ketten schmelzen der Gedrückten; mein Schwert sei der Blitz und mein Wort der Donner, vor dem die Widersacher erbeben. Und auf jene Stufen, die unsere Väter gebaut, will ich steigen und Gott danken, daß er mich erwählt hat, Retter und Löser zu sein. Und fragst du mich auch, wer mir seine Botschaft gebracht, so frage

ich dich, — wer sagt es dir zur Stunde, daß mein Herz dich liebt und mein Mund den deinen verlangt? Eine Lohe fährt aus meiner Brust auf meine Lippen — von wannen kommt sie? Deine Lippen sind wonnig und süß, o Hadassa, und sie trinken die Flamme. Wer hat die Fackel entzündet in unseren Herzen? Und wenn du es weißt, fragst du noch, wer mir Kunde gegeben von meiner Sendung?"

Und Esther antwortete: „Ich bin ein schwaches Weib, o Herr, das Gott in einer Stunde zum Werkzeug seines Willens gemacht. Ich will dein treues Weib sein, Sabatai Zewi, dir dienen und gehorchen. Aber zürne mir nicht, wenn ich erbebe bei deinen Worten, denn du bist groß und herrlich und ich bin das Vögelein, das in der Krone der Ceder wohnt. Ich zittere im Sturm, der durch die Äste braust —"

Da neigte Sabatai ihr Haupt an seine Brust und strich ihr das blonde Haar aus der Stirne und küßte sie auf die geschlossenen Augen und sprach: „Mein Weib, das mir Gott geschickt, du darfst nicht schwanken. Du hast dein Nest aufgeschlagen in meinem Herzen, mein Singvögelein, dort fürchte keinen Sturm!"

Sie gingen, den sternenäugigen Himmel über

sich, den Nachtwind als Begleiter. Er rauschte und raunte um sie her. Er strich über ihre heißen Stirnen, er trug den Duft ihres Haares an seinen Mund. Und dann war es, als spräche er zu ihnen, lockend und leis. Durch einen Palmenhain gingen sie. Im Moos versank ihr Fuß. Wie eine weiche Decke lag das Moos über der Erde . . .

Ein Blitzen ging am Himmel von Stern zu Stern. Der Nachtwind rauschte empor. Ein Seufzen ging durch die helle Nacht, ein Seufzen, das ein Jubeln war. Und da schlug eine Lerche auf, jauchzend wie ein Triumphlied stieg ihr Gesang und ein glühendes Rot färbte den Himmel . . .

* * *

Täglich wuchs der Anhang des neuen Messias. Die Kunde seiner Sendung drang hoffnungbringend in alle Fernen und die Zahl der Gläubigen wurde immer gewaltiger. Sie kamen herbei, ihn zu sehen, seinen Segen zu erflehen, ihn zu bitten, daß er sie aufnehme in seine Gefolgschaft. Es war ein Heer, mit dem er von Kairo aufbrach, um nach Smyrna zurückzukehren. Einem Siegeszuge glich die Fahrt. Ein Taumel hatte

die Menschen erfaßt, sie glaubten, in Sabatai Zewi nicht bloß einen Gesandten Gottes zu sehen, sie glaubten, er habe wie Moses auf dem Sinai gestanden und aus dem Munde des Herrn die Offenbarung empfangen.

Nun näherte er sich Smyrna. Da lag die Stadt vor ihm in der Tiefe der Bucht, dort grüßte das schneeige Haupt des Tmolus, da blaute das Meer. Und den Weg von der Stadt herauf kam ein Zug mit Palmenzweigen und Blumen, mit Cymbeln und Tuben und Flöten. Und die Rabbinen, die Zewi einst verflucht, schritten voran und neigten sich zuerst vor ihm in Staub der Straße. Und wie Sabatai Zewi dastand auf dem die Landschaft beherrschenden Felsen, im weißen, wehenden Talar, und wie das Sonnengold über seine Locken flutete und er die Hand ausstreckte über das Volk und über Meer und Stadt, da mochte wohl jeglicher an seine göttliche Sendung glauben. Und er sprach: „Ihr kommt mir entgegen mit Blumen und Musik. Ich aber bringe euch keinen Zweig des Friedens, ich bringe euch ein Schwert. Nicht mit euch zu singen und zu beten, hat mich der Herr gesandt, sondern mit euch zu streiten und zu siegen. Denn unser Herr Zebaoth ist ein ge-

waltiger Gott und wo sein Schlachtwagen braust, da ist der Sieg. Wenn ihr aber sagt, er ist ein Gott des Zornes und in seinem Zorne hat er euch verlassen und euren Feinden Macht gegeben über euch, so sprecht ihr Lästerung. Es ist ein Gott der Liebe und er schlägt seine Kinder, wie der Vater die Kinder schlägt aus Liebe. Wo Liebe, da ist Treue. Unser Herr ist ein Gott der Treue und er belohnt diejenigen, die ihm die Treue halten. Wer seinem Weib die Treue bricht, der ist verflucht — wer die Treue bricht an Israel, der ist verflucht. Verflucht ist, der nicht Treue hält dem Herrn! Nun seht, unser Gott hat ein Wunder geschehen lassen durch den Mund seiner Magd, er hat mir die Liebe meines Weibes gegeben, auf daß ich an seine Liebe glaube. In der Treue meines Weibes hat er mir ein Pfand gegeben für sein treues Gedenken an Israel. Und hier stehe ich und sage euch, denen ich Führer sein will zum Lichte, zur Freiheit: Ich will euer Erlöser sein und euer Retter, ich will groß machen das Haus Abrahams, daß es herrsche über die Welt und stolz blicke von Sonnenaufgang zum Sonnenniedergang — wenn ihr mir Treue halten wollt, wie mein Weib mir Treue halten wird. Gott

hat in meine Brust die Kraft gelegt, euch zu rufen und die Stärke in meine Hand, euch zu erheben.“

Dann sagte er: „Die Rechte des Herrn ist hoch, die Rechte des Herrn bringt Sieg!“ Und neben ihm hinschreitend, griff Esther in die Saiten der Harfe. Laut jubelte das Volk und warf die Blumen auf den Weg und pries den Herrn. — Da ging Sabatai Zewi an der Klippe vorüber, wo er gestanden und Gott ihn erleuchtet. Und siehe, der Pfirsichbaum, der damals geblüht, er trug nun Früchte und schwer bogen seine Zweige sich zur Erde.

* * *

Ein Frühlingshauch zog durch die dumpfen Straßen der Ghettos im Abendlande, wohin die Kunde von des Messias Ankunft drang. An den eisernen Thoren wurde gerüttelt, mit starkem Hoffen blickte man auf den Gesandten des Herrn. Von überall kamen Jünglinge und Männer, sein Heer zu bilden, denn mit Heeresmacht wollte Sabatai Zewi die gestürzte Burg Zion wieder aufrichten. Wie eine Verzückung ergriff es die Juden, man sang Jubellieder, die Nacht vergehe, der Tag sei gekommen!

Als die Zahl derer, die sich um den Messias versammelten, immer größer und größer wurde, setzte Sabatai den Simeon ben Eskafa ein, Ordnung zu halten in den Scharen, sie einzuteilen nach Abteilungen und Gliedern. Simeon ben Eskafa aber war der Sohn eines jener Rabbinen, die Sabatai einst verflucht. Er haßte den Mann, der so groß geworden war in Israel, er beneidete ihn — aber nicht um seine Macht, sondern um sein blondes Weib. Er ging zu Esther und sprach übles mit ihr. Und Esther lieh dem Falschen ein williges Ohr; denn sie verstand Sabatai Zewi nicht, verstand nicht seine Pläne und Entschlüsse und blickte mit immer wachsender Scheu auf den Mann, an dessen Seite sie ging. Und ein bitteres Gefühl — sie wußte nicht, wie es entstanden — erfüllte sie, wenn sie sah, mit welcher flammenden Liebe Sabatai an seinem Volke hing, mit welcher Begeisterung er an Israel dachte. Eiferte Esther mit Israel? Ja, — sie hätte Sabatai in einer Höhle der Wüste geliebt, allein mit ihm, sein Herz ungeteilt erfüllt mit ihrer Glut.

Warum sprach er zu ihr von seinem Heere — wenn sein Mund so heiß und rot war? Warum redete er vor der Synagoge zum Volke,

wenn sie daheim in der Kammer seiner harrte? Fühlte er nicht, welch süßer Duft ihrem Goldhaar entströmte, wußte er nicht, wie weich ihre weißen Arme waren? Hatte er die stammelnden Laute ihrer Liebe vergessen, die heißen Küsse in jener Nacht im Palmenhain unter den Pyramiden? Und da kam Simeon ben Eskafa und sagte ihr: ja, ihr Gatte habe ihrer und ihrer Küsse vergessen über Israel und seiner Sendung. Simeon höhnte sie und sprach: „Was bist du ihm? — Wäre er der Messias, wenn er fühlen müßte wie du, wenn er seinen Sinnen gehorchen würde wie du? Er ist groß und mächtig und der Herr hat ihn erhöht. Du bist ein Krümlein Erde, über das er hinwegtritt. Ein Werkzeug des Allmächtigen warst du — deswegen hat er dich geliebt — nicht wegen deiner blonden Haare und deiner süßen Augen." Esther schluchzte auf und barg ihr Gesicht. Simeon lachte und fuhr fort: „Und du warst thöricht genug, zu glauben, der Messias könne ein Weib lieben, weil sie ein schönes, begehrenswertes Weib — wie ich dich lieben würde, wenn du mein wärst!" —

Zornig wies Esther ihn von ihrer Schwelle. Er ging. Aber er kam wieder. Er traf sie

immer allein in ihrem Harme, denn Sabatai Zewi stand draußen unter seinem Volke.

Da ereignete es sich, daß dem Sultan, unter dessen Herrschaft die Stadt Smyrna stand, gemeldet wurde, wie die Mauern der Judenstadt ein streitbares Heer beherbergten und wie dessen Führer Sabatai Zewi Umsturz und Empörung plane. Als Sabatai Zewi erfuhr, daß die Türken von seinen Absichten benachrichtigt seien, zog er mit seinem Heere vor die Stadt und schlug dort ein Lager auf. Bald sollte nun der Tag der Befreiung kommen.

Überallhin hatte er Boten gesendet. Im geheimen rüsteten sich überall die Waffenfähigen und es wurden Anführer und Befehlshaber über die Provinzen gesetzt. Und nicht nur unter dem Volke der Juden keimte die Saat, die er gestreut. Die Herrlichkeit des messianischen Reiches, wie es von den kabbalistischen Weisen gepriesen wurde, hatte vielfach unter den Christen Gläubige gefunden. Auch diese sahen nun in Sabatai Zewi den verheißenen Messias. Das messianische Reich sollte ein Reich der Freiheit und der Gleichheit sein. Nie hat es an Tausenden gefehlt, die bereit gewesen wären, für dieses Reich ihr Blut zu opfern. Und zur selben Stunde, wo der

Messias mit dem Kriegshorn das Zeichen zum Sturm gegen Smyrna geben würde, sollten überall die Geknechteten und Bedrückten das Schwert erheben. Und sie wußten, daß der Herr ihr Schwert gesegnet hatte.

So schritt Sabatai am Abend vor diesem Tage durch die Zeltreihen seines Lagers mit stolzem Haupte. Smyrna mußte fallen — es war schwach verteidigt und mutlos — und dann wollte er, ein König, zu Königen sprechen mit dem Schwerte in der Faust, mit dem Horn an seiner Seite, mit dem Schilde des Himmels über ihm.

Und im Glanze der Sonne würde die Burg Zion wieder erstehen und die Gnade des Herrn leuchten über Israel. — Sabatai Zewi schlug den Vorhang seines Zeltes zurück.

Im Dämmern sah er Esthers goldenes Haar und er sah — —

Er wollte aufschreien, aber ein Röcheln kam aus seiner Brust. Und wie ein Panther auf seine Beute springt, so stürzte er auf Simeon, der am Boden vor Esther kniete. Er warf ihn nieder, er grub die Zähne in seinen Hals . . . .

* * *

In der sternenlosen Nacht irrte Sabatai Zewi am Ufer des Meeres umher. „Herr, du hast mich verlassen, das Pfand deiner Liebe liegt zerschmettert, das Pfand meiner Treue liegt im Kote! Herr, Herr, ich rechte mit dir, denn nicht mich, dein Volk hast du in die Wüste geführt und läßt es verschmachten! Bin ich dein Erleuchteter? Ich sehe nichts mehr als meine Schmach. Bin ich dein Gesandter? Ich denke nicht mehr an das Weh deines Volkes, ich denke an das Weh meines Herzens. Bin ich der Messias? Ich bin der letzte der Menschen, denn ich bin betrogen von meinem Weibe, verlassen von meinem Gott. Den, der die Treue hält, wolltest du erhöhen. Ich glaubte, die Treue sei von dieser Welt. Auf sie wollte ich mein Reich erbauen und deine Herrlichkeit. Der die Treue finden wird — der wird dein Messias sein. Ich bin es nicht! Mein Schwert ist zerbrochen, von meinem Haupte ist deine Hand gewichen — verflucht bin ich wie Israel!" — Da strauchelte sein Fuß. Vor ihm lag der Pfirsichbaum, vom Blitz zerschmettert, vom Sturm entwurzelt. Und hier, wo er einstmals geweint vor Gott, fiel er nieder. Aber er fand keine Thräne. — Wer rief seinen Namen? „Esther!

Warum ist dein Haar so goldig, dein Mund so rot? Warum schreit mein Herz nach dir, die du die Schlange bist aus dem Abgrunde? Mein Herz schreit nach dem Tode und du bist der Tod — so schön, so süß! Nicht ich bin der Messias, der Erlöser — du bist es, zu dem ich schreite mit offenen Armen, du, der einzig Treue, du, der Tod!"

Esther trat vor ihm zurück — an den Rand der Klippe. Aber er erreichte sie, umschlang sie mit seinen Armen — und beide stürzten zusammen in die Tiefe. Eeine Welle trug sie hinaus ins mächtige Meer . . . .





Ewiges Leben.

Eine Erzählung.

An einem Maiensonntag des Jahres 1250 rief die große Glocke im Dome zu Palma mit hallender Stimme zum Gottesdienst. Buntes Volk drängte sich vor den Stufen des Domes. Da kamen Landleute, dort Kriegsgesellen von der spanischen Galeere, die im Hafen lag. Araber im bauschigen Burnus blieben stehen und riefen ein trotziges Wort zum ehernen Munde der Glocke empor. Und die Sonne goß funkelndes Gold über die Türme des Domes, blitzte hell in den Gewaffen der Söldner, in den schwarzen Augen der Frauen. Und junge Mädchen warfen Rosen auf die Stufen — denn es war im Mai und alle Rosen blühten.

Donna Ambrosia aber sah die Rosen nicht, über die ihr Fuß hinwegschritt. Sie freute sich nicht am Sonnenglanz und nicht am Maientag.

Vor der hohen Frauengestalt wich das Volk zur Seite; die Bürger grüßten sie voll Ehrerbietung und die Bettler drängten sich heran, den Saum ihres Kleides zu küssen. Man nannte den Namen des Präfekten, der mit eiserner Hand Mallorca beherrschte, nur mit Scheu und Furcht, den Namen seiner Gattin aber schloß jeder Bedrängte, dem sie in seiner Not beigestanden, jeder Arme, dessen Schicksal sie erleichtert, in seine Gebete ein. Und solcher Armen und Elenden gab es gar viele auf der Insel.

Plötzlich hört Donna Ambrosia gellendes Geschrei; flüchtende Weiber und Kinder versperren ihr den Weg. Sie denkt, ein Unglück ist geschehen, und blickt auf: ein Reiter bändigt mit Mühe sein scheues Pferd, vor dessen Hufen die Menge angstvoll zurückweicht.

Einen Augenblick lang ruht das Auge Donna Ambrosias in dem Auge des Reiters; dann senkt sie ihr Haupt und schreitet langsam die Stufen empor. Nun steht sie in der hohen Wölbung der Pforte — das gähnende Dunkel des Domes will ihre weiße Gestalt verschlingen. Starr blickt der Reiter auf sie. Schon hat er den Rappen gebändigt und nun, als risse ihn eine unsichtbare Gewalt, sprengt er ihr nach —

sprengt ihr nach, über die Stufen. Mit einem Satze hält er vor dem Portal — dann steht er in der Kirche, der Huf des Rosses dröhnt auf den Marmorfließen wider, das Volk läuft schreiend auseinander, der Priester hält in der heiligen Handlung inne: auf schnaubendem, schaumbedecktem Pferde, dessen Vorderhufe sich zitternd gegen den Boden stemmen, bedeckten Hauptes, steht der Seneschall Raymundus Lullus mitten im Dom vor Donna Ambrosia, die, hoch aufgerichtet, mit flammenden Blicken ob des Kirchenfrevels, ihn ansieht. Und vor ihr, vor ihr allein, nimmt langsam Lullus den schweren Eisenhut vom Haupte, er kann seinen Blick von dem ihrigen nicht wenden, zum erstenmale wird seiner breiten Brust der Panzer zu enge . . .

* *
*

Donna Ambrosia saß in ihrem Gemache und blickte ins Meer hinaus. Es lag stille und ruhig, von weißen Silberfäden durchzogen. Sie sah, wie eine schwarze Wolke sich zerteilte, wie ein breiter Strom Licht aufs Meer niederflutete, um sich dort in schäumendem Golde aufzulösen. Und jene gleißende Öffnung in der dunklen Wetterwolke blitzte sie an, wie ein kühnes, trotziges Auge . . .

Ein Seeadler zog Kreis um Kreise und spähte nach einer Beute in der Flut. Nun schwebte er mit ausgebreiteten Flügeln, zum Stoße bereit. Schier angstvoll blickte sich Donna Ambrosia um; da stand ein Mann vor ihr und neigte sich tief. Es war ein Bote des Seneschalls und er brachte ein Schreiben. Donna Ambrosia fuhr zusammen, als sie den Namen Raymundus Lullus hörte. Sie nahm den Brief und las ihn. Kein Tropfen Blutes war in ihrem Antlitz. Raymundus schrieb:

„Hohe Frau! Ein übermenschliches Gefühl hat mich wie ein flammender Blitzstrahl durchzuckt, als ich Euch gestern zum erstenmale sah! Ich liebe Euch! Befehlt, was ich vollführen soll, damit Ihr mich würdig erachtet, aus dem Staube den Blick zu Euch zu erheben! Giebt es einen Sünder, der so verworfen ist, daß es keinen Weg zur himmlischen Gnade für ihn giebt? Ich bin ein Sünder und suche den Weg zu Euch! Wenn Ihr so voller Gnade seid, wie der Himmel, der mir aus Eurem Auge strahlt, so bin ich nicht verdammt in Ewigkeit . . .“

War es der Zorn, der in Donna Ambrosias Gesicht aufflammte? Sie knitterte den Brief zusammen und heftig wollte sie dem Boten entgegnen. Dann besann sie sich, hieß den Pagen

warten und antwortete dem Seneschall. Die Antwort aber lautete:

„Ihr frevelt, Raymundus Lullus! Nicht weil Ihr mich liebt, nicht, weil Ihr um meine Liebe werbet! Aber Ihr habt vergessen, daß ich des Präfekten Gattin bin; Ihr habt an Euer Weib und Eure Kinder nicht gedacht. Denkt daran, Raymundus! So lange das Leben meines Gatten währt — und lange möge es währen! — stehet dieser zwischen uns. — Ich soll befehlen, was Ihr vollführen sollt, um mich zu erringen? Wohlan, man spricht davon, es gäbe ein Elixir, das ewiges Leben verleiht! Gebt uns ewiges Leben — schenkt uns den Augenblick, Raymundus, wo wir uns frei — frei aller Pflichten gegen andere — ins Augen blicken können — dann will ich Euch Rede und Antwort stehen. Verzagt Ihr aber, das Elixir zu finden, so vergeßt mich, wie ich Euch vergessen will!"

Donna Ambrosia faltete den Brief und reichte ihn dem Boten. Sie sah wieder aufs Meer hinaus. Und der Seeadler schoß nieder und packte seine Beute. Dann schwang er sich hoch in die Luft. Da schrie Donna Ambrosia auf und ein Schwindel befiel sie.

* * *

Das Feuer glüht im Ofen und wirft sein rotes, zuckendes Licht über seltsames Gerät, über Kolben, Retorten, Gläser und Phiolen. Aus des Kessels Brodeln steigen weiße Dämpfe zur rauchgeschwärzten Wölbung des engen Gemaches. Und vor den pergamentenen Blättern eines geheimnisvollen Wunderbuches sitzt Raymundus Lullus, — der Alchymist, der den heißen Kampf aufgenommen hat mit der Allgewalt des Todes.

Ewiges Leben! Aus der Mischung dort im Kolben wird es ihm erblühen, ihm und ihr — ja, schon ist er dem hohen Geheimnisse auf der Spur — die Aspekte am Himmel stehen günstig, die Elemente trotzen ihm nicht mehr, der Urquell des Seins will sich ihm erschließen.

Seit jenem Tage, als sein Page ihm Donna Ambrosias Antwort gebracht, lebt Lullus eingeschlossen in seinem Turm. Er hat sein Laboratorium nicht verlassen; er hört das Leben der Welt nicht mehr; er hört nur das Brausen der Flut, die sich an den Mauern des Turmes bricht und zischend ihren Gischt zu seinen Fenstern sendet.

Lange, lange Jahre mögen verflossen sein seit jenem Tage — Lullus zählt sie nicht. Sein Weib ist gestorben, sein Sohn weilt in fremdem

Lande, kämpft unter fremden Fahnen. Kein Wort als dumpfes Gemurmel von Formeln und magischem Gebet ist über Lullus Lippen gegangen. Einmal in einer Sturmesnacht sah Lullus einen grauen Mann auf der Klippe stehen. Durch das Gebrüll des Windes, durch das Donnern der Flut hörte er das höhnende Lachen des Greises: „Du Thor! Weißt du, was ewiges Leben bedeutet? Ich weiß es, ich! Und meinen Fluch willst du auf dich nehmen, auf deine Schultern meine Last! Thor, dreifacher Thor!"

Da richtete sich Raymundus Lullus auf und er schrie hinüber zu dem Wanderer:

„In meinem Herzen wohnt die Liebe. — Welche Last sollte mir zu schwer sein — und wär' es die Last der Ewigkeit!"

Ahasverus verschwand — aber sein Lachen klang noch fort, mißtönend durch den Zwiegesang von Sturm und Meer.

Und wenn nun die Windsbraut den Turm umheulte, wenn der starre Bau erbebte unter dem wütenden Ansturm der Wellen, dann glaubte Lullus den höhnenden Ruf zu hören: „Thor, dreifacher Thor!"

Die Schiffer, die vorüberfuhren und von ferne das Licht im Turmgemache sahen, be-

kreuzten sich. In den fünfzig Jahren, seit Raymundus Lullus aus dem Getriebe der Welt verschwunden, hatte sich seltsame Märe um den Turm und seine Bewohner geschlungen. Nun war ein böses Sterben über die Insel gekommen, der schwarze Tod ging durch das Land. Und das Volk murrte und drohte mit Fäusten nach dem geheimnisvollen Turm, denn es hieß, der Satan sei Gast bei Raymundus Lullus und lehre ihn, wie man die Menschen und die Seelen verderbe. . . .

Nun war die Stunde gekommen, in der das höchste Geheimnis enthüllt werden sollte. Im Kolben glühte er rot, immer klarer und klarer wurde die Flüssigkeit, alles war gelungen, alle Bedingungen erfüllt — das Werk mußte gelingen — Lullus wußte es. Da schallt ein ungestümes Pochen an der eisernen Thüre.

„Herr!“ — tönt es dumpf von draußen — „Herr — Euer Sohn ist heimgekommen. Er ist siech und elend und verlangt nach Euch!“

„Nur jetzt stört mich nicht“ — entgegnet angstvoll der Alchymist — „nur jetzt nicht!“

Er schürt die Glut und gießt mit bebender Hand aus einem schlanken Glase einige Tropfen in die Mischung. Nun wallt es auf, weißer

Schaum schlägt an die Wand des Kolbens. Noch wenige Augenblicke und alle Arbeit ist gekrönt.

„Herr!" schallt wieder des Dieners Stimme. „Euer Sohn ringt mit dem Tode. Er fleht Euch an: Kommt! Er will nicht sterben, ohne Euch gesehen zu haben!"

„Sagt meinem Sohne — er soll noch zwei Minuten dem Tode standhalten, dann bringe ich ihm das ewige Leben!"

Still ist's in dem Gemache; im Ofen faucht der Wind das Feuer zu hellerem Brande an.

„Herr, Euer Sohn ist tot!"

Da geht ein seltsames Klingen durch den Hals des Kolbens — eine rote Flamme zuckt im Glase empor — das Werk ist vollbracht, in seinen zitternden Händen hält Raymundus Lullus den Trank empor!

„Mein bist du, ewiges Leben! Mein bist du — Donna Ambrosia!"

Zum erstenmale tönt dieser Name durch den Raum des Laboratoriums — aber er klingt nicht wie ein Jubelton — schaurig hallt er von der Wölbung nieder.

„Mein bist du! Hier stehe ich und trotze dem Tode!"

* * *

Am nächsten Tage trat Raymundus Lullus in Donna Ambrosias Gemach.

„Hier bin ich, Herrin! Ich bringe, was Ihr verlangt.“ Und er wies auf die Phiole.

Eine weißhaarige Greisin, mühsam auf den Stock gestützt, auf dem verwelkten, faltenverknitterten Gesicht die roten Flecken, die Anzeichen der schrecklichen Krankheit, kam ihm entgegen.

„Wer seid Ihr?“

„Wer ich bin? Raymundus Lullus!“

„Raymundus!“ schrie Donna Ambrosia auf.

In diesem Schrei lag die Erinnerung an fünfzig Jahre — die Erinnerung an den Mann, den sie immer vor Augen gesehen, wie er damals im Dome vor ihr stand, die Brust in Erz, den Eisenhut in der gepanzerten Faust, das Haupt vor ihr gesenkt. In diesem Schrei lag alles, was ihr Herz gelitten, gehofft — durch fünfzig Jahre.

Dann griff sie nach einem metallenen Spiegel und reichte ihn Lullus hin.

War er das selbst, der sich aus der blanken Fläche entgegensah, das lose Haar gebleicht, wirr der Bart, die Augen erloschen, versunken in ihren Höhlen, die Stirne durchpflügt von der Arbeit der Zeit und des Gedankens.

„Seht und sprecht! Was wollt Ihr? Wendet den Blick vom Spiegel und seht auf mich; was ist Euer Begehr? Ich schrieb Euch einst: für unsere Liebe ist das Leben zu kurz, die Welt zu enge. Nun bringt Ihr mir ewiges Leben! Soll ich es in diesem Kleide tragen, soll ich ewig diesen siechen Leib schleppen, dessen Kraft und Mark sich aufgezehrt in der zuckenden Flamme eines Augenblicks — vor fünfzig Jahren! Ja, brecht die Schranken dieser Welt, gebt uns ewige Jugend — das könnt Ihr nicht, das kann Euer Trank nicht! Und wozu auch? Wir waren beide Sünder, Raymundus Lullus, denn wir vermaßen uns zu hoffen. Wir hofften fünfzig Jahre auf diese jetzige Stunde! Und bis heute glaubten wir uns jung und blühend — denn wir kämpften! Wohl denen, die da Kämpfer sind! Dankt dem Himmel, Raymundus, für diese fünfzig Jahre! Blickt zurück und sagt: Ich kann die Last des Glückes nicht weiter tragen! Das Glück liegt in der Hoffnung, im Erwarten dessen, das da kommen soll — und wir haben es ausgekostet — bis auf den letzten Tropfen. Das Glas ist leer, werft es in Scherben!"

Donna Ambrosia schwieg. Ihre Lippen

zuckten — sie wollte noch einen Namen rufen, aber der Engel, der auf schwarzen Fittichen durch das Gemach schwebte, schloß ihr den Mund.

Da schleuderte Lullus die Phiole mit dem köstlichen Trank auf den Boden, daß sie klirrend zerbrach. Wie Blut ergoß sich das flüssige Gold über den Marmor. Ja, er war glücklich gewesen, er hatte mehr Glück in seiner Brust getragen, als ein Mensch zu tragen fähig ist, — er war glücklich gewesen, übermenschlich glücklich — so wie er übermenschlich geliebt — und er hatte es nicht gewußt. Nun wußte er es — nun sah er zurück und seine Sinne schwanden. . . .

Wildes Geschrei weckte ihn aus seiner Betäubung. Ein Haufen Volkes schrie vor dem Palaste nach dem Hexenmeister, der Unheil über die Insel gebracht. Raymundus Lullus trat auf den Söller. Ihm gegenüber sank flammend die Sonne in das purpurne Bett des Meeres.

„Dort bist du, Donna Ambrosia, dort wird uns die Welt nicht mehr zu enge sein!“

Da flog ein Stein — ein zweiter — das Volk schrie — nun solle Satan seine Macht zeigen und seinen Jünger beschützen. Und durch den wüsten Lärm klang lauter und immer lauter

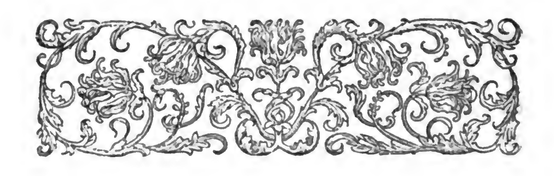
die große Glocke im Dome. Es war ein Ostertag. Lullus sank ins Knie. „Und auferstehen werd' auch ich!"

Ein Stein traf ihn an der Schläfe zu Tode.

* * *

Ein windverwehtes Blatt in meiner Bücherei, in roher Holzschnittmanier verfaßt und gedruckt, hat mir Kunde gebracht von Raymundus Lullus und seinem Geschick. Eine verklungene Sage aus verklungener Zeit.





Erlösung.

Prolog zu einem sozialen Roman.

Der Sturm tobte und heulte durch den Alpenpaß. Er peitschte die Wolken aus ihrer Höhe herab, er jagte sie in Fetzen durch die Schlucht, er rüttelte und riß an den Zacken und Zinken der Felsen; ein gellender Triumph schmetterte es durch das Tosen und Brausen, wenn es ihm gelang, einen Block zur Tiefe zu schleudern. Der dumpfe Donner des stürzenden Trumms brach sich tausendfach an den Wänden, lief hallend durch das Wirrsal der Schlünde. Aus dem Abgrund quoll der Nebel, wogte durch die Felsenenge, verschlang den Hexenreigen der Wolken. Dann wurde es stille; in grauer Flut versanken Gipfel und Spitzen — und wieder stürzte mit verdoppelter Gewalt sich Sturm auf Sturm, daß die Berge bebten, bis in das Heiligtum ihrer Tiefe.

Ein Mann aber schritt durch den Paß; weit und mächtig setzte er Fuß vor Fuß auf dem rollenden und rieselnden Gestein. Er stemmte die Stirne gegen den Sturm und riesenhaft schien seine Kraft zu wachsen im Trotze. Er kämpfte sich durch, die Schlucht lag hinter ihm — zu seinen Füßen ein brandendes Nebelmeer. Da schrie er und der Orkan trug seine Worte empor:

„Im Sturme bin ich frei. Da ist die Last deines Fluches von meinen Schultern genommen. Da bin ich Streiter, nicht thatfremder Wanderer. Ich will kämpfen, ringen mit den Sturmgewalten der Welt! Zur Erde will ich niedersteigen, wie du einst niederstiegst, die Menschheit zu erlösen. Ich will das Gleiche thun mit meinem Trotz im Herzen, mit meinem Trotze gegen dich. Und bis wir uns wieder begegnen, dann sprich dein Urteil und halte die Wage. In die eine Schale lege deinen Fluch und in die andere meinen Trotz, in die eine deinen Tod und in die andere mein Leben."

„„Und der Tod wird über das Leben siegen! Gnade und Erbarmen sind Schwert und Schild des Herrn. Du willst sie sehen im Kampfe? — Wohlan, so geh'! Du willst die Menschheit erlösen: löse dich selbst!""

„Mit meinem Siege!“

„„Und du wirst fallen! Vor deinem letzten Blick sinkt der Schleier der Nacht““! . . .

Vom Himmel zur Erde reichte der Strahlenleib des göttlichen Gesandten; die Spitzen seiner Flügel tauchten in den Nebel, um den Silberschmuck seines Hauptes lag Glanz und Licht. . . .

„„So geh' zu kämpfen!““

Die Wolken zerrissen; ein blühendes Thal grüßte herauf in hellem Sonnenschein, Städte und Märkte und dunkle Wälder und blitzende Ströme und blaue Seen und weiße Straßen — Frühling auf Feld und Au, friedlicher Rauch aus Häusern und Hütten, Kinderlieder und hallender Glockenklang.

Dort aber ragt ein Schloß auf hohem Steine, dort klingt Waffenlärm, dort brennt ein Dorf, dort reckt der Tod die eiserne Faust empor.

* * *

Zu später Stunde wurde an das Thor des Schmiedemeisters Regin geklopft. Der Meister öffnete und leuchtete mit der Laterne dem Kommenden ins Gesicht. Ein starker Mann mit braunem Haar, blitzenden Augen hinter

buschigen Brauen, wettergebräunt und sturmgewohnt, stand draußen. Er trat in die Schmiede.

„Ich heiße Simon, bin weit gewandert und bitte um ein Obdach für die Nacht."

Meister Regin stellte die Laterne auf den Amboß und bot dem Wanderer die Rechte. Er maß ihn mit prüfendem Blick.

„Sucht Ihr vielleicht Arbeit? Ich brauche einen Gesellen. Meine beiden Jungen, die hier gestanden sind seit Jahren, haben mit den Bauern gemeinsame Sache gemacht. Nun haben die Herren sie gefangen und in Bamberg hat man sie gerichtet."

Simon hob den wuchtigen Hammer, der am Amboß lehnte, und schwang ihn hoch: „Versucht es mit mir! — Das sei der Palmenzweig, der mich begrüßt!"

Meister Regin hörte die letzten Worte nicht, denn er ging, das Thor zu schließen. Dann nahm er die Laterne wieder auf und führte seinen Gast ins Gemach.

Sie saßen sich gegenüber und schwiegen. —

„Seid Ihr Papist?" hub der Meister an.

„Nein!"

„So seid Ihr lutherisch, wie ich?"

„Nein!"

„Wie nennt sich denn Euer Christenglauben?“

„Ich bin nicht, was Ihr einen Christen nennt. Ich glaube an Gott, denn seine Hand hat mich geschlagen. Aber er ist hart und ich will nicht beten zu ihm, sondern mit ihm ringen. Ich will mich nicht demütigen vor ihm, sondern mich erhöhen, daß er mich sehe und erlöse — nicht weil ich mich beugte, sondern weil ich emporstrebte zu ihm. Erschreckt nicht, Meister Regin — ich bin der Teufel nicht und keiner seiner Gesellen, — ich bin ein Mensch — und mein Fluch ist, daß ich mehr weiß wie Ihr! Denn Ihr ahnt bloß Gott und kennt ihn nicht: so hofft Ihr denn auf seine Güte und wenn Euch diese im Leben nicht begegnet, so hofft Ihr weiter übers Grab hinaus. Ich aber hoffe auf keine Güte, baue auf keine Gnade — denn das Antlitz Gottes habe ich gesehen. Er ist gerecht — nicht gut; er straft — er verzeiht nicht. Hast du gefehlt, so mußt du büßen und kein Gebet und keine Reue und kein Opfer macht dich der Strafe ledig. Ursache und Wirkung — das ist der Lauf der Welt und was beides verbindet, das Gesetz ihrer Folge — das ist Gott! Nennt das meinen Glauben!“

Meister Regin erhob sich, doch eh' er sprach —

„Weist mich nicht von Euch" — fuhr der Wanderer fort — „ich lästere Gott nicht. Ich liebe ihn, weil er starr und unbeugsam ist wie der Alpengipfel, von dem ich heute Nacht hierniederstieg. Aber nicht Er kann die Menschen frei machen, nicht Er giebt den Hungrigen Brot und den Enterbten ihr Recht. Der Schwache mag sich trösten mit dem Glauben an Rettung durch den Himmel; der Starke reißt das Brot aus der Hand des Satten und sein Recht aus den Krallen des Geiers."

In Meister Regins Gesicht war die Röte getreten. Ihm war, als sähe er, wie seine beiden Kinder zwischen den Fängen des Geiers verbluteten; er dachte, wie das Brot, nach dem der Bauer schrie, zum Spotte wurde in der Hand des Übersatten. Und in Domen und Kirchen, auf kaltem Stein, knieten die Elenden neben den Übermütigen, die Hungrigen neben den Satten — und alle beteten zu Gott. Er aber sprach kein Machtwort, er richtete nicht — er sah irdischen Hochmut als Fronvogt über Tausende und Tausende — und schwieg. Er ließ es geschehen, daß die Herren auf ihren stolzen Schlössern des Bauern spotteten, über

den die Peitsche ihrer Habgier dahinfuhr. Er ließ es geschehen, daß draußen auf der Au ein Heer von Bauern, das der Sturm zusammengeweht aus allen Thälern, sein Lager hielt. Und sie suchten ihr Recht mit Morgenstern und Axt und sie hofften auf die Saat, die aus blutgedüngten Feldern keimen werde.

Der Wanderer legte seine Hand — und ihre Berührung brannte, als wäre sie starres Eis oder glühendes Erz — auf Meister Regins Faust.

„Deinen Hammer will ich schwingen — aber nicht in deiner Schmiede. Mein Amboß ist die Menschheit — das Eisen, das ich mit Zangen fassen will, das Recht, mein Hammer sei der Haß! — Du aber zeige mir, wo sie meiner warten, an deren Spitze ich treten soll!"

Und Meister Regin that, wie sein Gast ihn geheißen. Früh am Morgen traten sie hinaus vors Thor. Sie gingen über Wiesen, wo das Gras hoch stand, mit Blumen dazwischen; und wie sie schritten, fielen die glänzenden Tautropfen von Halmen und Blättern und verrannen. Ein letzter, leichter Nebel, der über dem Thale gelegen, hob sich und zerflatterte. Flammende Wolken säumten die dunklen Bergkuppen,

und dann trat die Sonne hervor und ein goldener Strom flutete über die Schatten, die im Grunde gelegen. Die Mauern der Stadt aber leuchteten wie im Widerschein vergossenen Blutes. . . . Dort, wo die Au an den Wald stößt, war das Lager der Bauern. Sie hatten aus Wagen und Karren ein Bollwerk errichtet und hinter dieser hölzernen Burg brannten ihre Feuer. Zelte hatten sie nicht; hatten ja kaum alle Lumpen genug, um ihre Blößen zu bedecken. — Es gab viel Geschrei und wilde Worte. Der Führer fehlte, der Ordnung gebracht hätte in die aufgeregte Schar. Einen Mönch hatten sie gefangen hinter Halberstadt und der mußte ihnen zur Morgenandacht aus der Bibel vorlesen. Da schwiegen alle und kauerten auf dem Boden mit ihren ungefügen Waffen, Sensen, Flegeln und Hebebalken. Einige standen abseits und zankten um ein ritterlich Gewand, dessen Eigner sie gestern erschlagen. Das Mönchlein aber, scheu und furchtsam im Kreise der Gewaltigen, las aus dem Buche Jeremiae: „So spricht der Herr: Das Volk, so übergeblieben ist vom Schwert, hat Gnade gefunden in der Wüste; Israel zieht hin zu seiner Ruhe.“

Da dröhnte eine mächtige Stimme: „Aber

noch fährt das Schwert nicht zurück in die Scheide, noch ist nicht Zeit zu Gnade und Ruhe. Wollt ihr mir folgen, so will ich euch den Weg dieses Schwertes weisen. — So spreche ich: Ihr seid geknechtet und die Herren sind frei . . . ihr vergießt euren Schweiß und jene pressen ihn zu Wein, der übervoll in ihren Bechern schäumt. Übervoll ist der Becher des Leides. Mit diesem Hammer schlage ich ihn in Scherben!"

Und alle sprangen auf und schrieen: „Wir wollen dich zum Führer, wer du auch seist. Du hast das rechte Wort für uns gefunden."

Sie schwangen ihre Waffen und ein lauter Ruf ging durch das Lager — der starke Morgenwind umwehte die rauhen, elenden Männer wie ein siegesfrohes Hoffen. Simon trat neben das Fähnlein, worauf ein Bundschuh zu sehen war und riß es aus dem Boden und warf es hin: „Nicht ein Häuflein Bauern will ich zum Kampfe führen — ich bin nicht gekommen, um an eurer Spitze zu streiten für die Rechte, die ihr heute ersehnt. Mich kümmern die Zehnten nicht, die eure Schultern drücken, ich schieße den Hirsch nicht und lauere nicht auf die Forelle, deren Jagd euch die Herren verwehren.

Hinter euch sehe ich in unabsehbaren Scharen alle jene herankommen, die geknechtet sind und nach Freiheit schreien. Ihre Ketten rasseln — aber sie sind nicht aus Eisen, — aus Worten, aus toten Buchstaben auf Pergamenten, aus Worten die ein stolzer, ein hochmütiger Mund gesprochen, sind sie geschmiedet. Die Luft ist frei, die Erde ist frei, ein freier Wille läßt die Menschen erstehen und die Freiheit ist sein Recht. Nicht in des Himmels Buch steht unser Schicksal — in unseren Thaten liegt seine Bestimmung. Nur die Strafe ist Gottes Werk. Die Strafe ist unaufhaltsam, unabänderlich, ehern und gewaltig. Und sündigen heißt: Die Luft, die Erde, die Menschen knechten und rechtlos machen, das Gleichgewicht von That und Folge, von Arbeit und Entgelt, von Blut und Leben mit frevler Hand zerstören. Und darum führe ich euch an, ein Vollstrecker des Weltgesetzes an euren Feinden!"

Da rief einer mit gellem Lachen: „Und Meister Tod geht uns zur Seite!"

Über Simons Antlitz zuckte die Flamme:

„Er sitzt mit uns zu Gericht!"

* * *

Bei Reutlingen hatten sie gesiegt. Ein kleiner Trupp Landsknechte, geführt von einigen Rittern, hatte sich der wachsenden Flut entgegengeworfen. Doch nicht ein Mann war der Wut der Bauern entgangen. Nun deckte die Nacht die Walstatt; ein verlassener Weiler brannte den Gefallenen als Totenfackel. Hinter der Wagenburg lärmten und zechten die Sieger. Über das öde Brachfeld schritt Simon. — Da stand an einsamem Wege ein Kreuz und daran hing mit gesenktem Haupte, rote Wundmale auf dem hagern Leib, der Heiland. Simon trat an das Bild heran und verschränkte die Arme und sprach mit dem Gequälten:

„Du mußtest sterben für die Menschen und ich muß leben! Nun ist die Welt geteilt zwischen dir und mir. Du bist die Liebe, ich bin der Haß. Du wolltest die Welt erlösen und riefst den Menschen zu das Wort der Liebe. Sieh hin, o Mann mit dem blutenden Herzen, auf die Saat, die deinen Worten entsprossen ist. Die Lippen lallen dein Evangelium nach — doch Herz und Geist, die wissen nichts davon. Die Lüge sitzt an deinem Tische, salbt sich mit deinem heiligen Öle, die Lüge, die in deinem Namen Schwert und Brandfackel schwingt, die

Lüge, die gleißnerisch das Brudertum der Menschheit in deinen Palästen verkündet und den Mantel ihres Rechtes über den Herrn breitet, der dem Sklaven den goldenen Schuh auf den Nacken setzt. — ‚Liebet euch untereinander!' — Das war das Gesetz, das du der Welt verkündet und du wußtest nicht, daß Liebe so wenig wie dein Reich von dieser Welt ist. Auf Wahrheit muß das Gesetz beruhen, das die Welt erlöst, und wahr ist nur der Haß! Er treibt die Menschen vorwärts, er entzündet den Kampf um Sieg und Erfolg. Seine Opfer sind die Unterliegenden: Zeiten und Geschlechter. Das Neue haßt das Alte, das Morgen das Heute. Zähneknirschend bindet der Gehorsame die Starken und die Schwachen — haßerfüllt gehorcht das All dem Willen, der es erhält. Die Hand, die schaffen muß, sie haßt den Kopf, der ihr befiehlt, sie zuckt mit krampfendem Griff nach der Gurgel — um ein Ende zu machen. Ein Ende! Nicht ein hohes Gericht, wo Versöhnung und Gnade auf deines Thrones Stufen lagern werden, wo deine Engelscharen Hosianna singen und die Seelen aller Erdgeborenen jubelnd einstimmen, wird das Ende sein, — nein, eine blutige Selbstvernichtung, ein Versinken in die Nacht, ein

Lohen der Vergeltung für alle Sünde wird das Stürzen deines Thrones begleiten. Das will ich der Welt verkünden, — das ist meine Lehre. — Du wolltest den Streit schlichten zwischen der Faust und dem Kopf. Das Herz sollte das Urteil sprechen. Aber nicht das Herz, das Blut ist unser Leben und das Blut weiß nichts von Liebe — das Blut kennt nur die Gier und den Haß. Und sieh — mit diesem Hammer zimmere ich mein Reich. Das Recht des Blutes steht auf meiner Fahne — fort mit dem Mantel der Lüge — nackt wie das Tier ringt Mensch gegen Mensch um den Frieden — ich will ihn bringen!"

Da war es, als sänke das Haupt mit der Stachelkrone noch tiefer herab. Im Widerschein der Flammen, die über den nächtlichen Himmel jagten, schien das Blut aus den Wundmalen zu quellen. Und der Sturm, der die Rauchwolken ballte und emportrug, um sie gleich darauf wirbelnd aufs Feld niederzuschleudern, rüttelte an dem morschen Kreuze. Es ächzte, aber es stand aufrecht und wie der Mond hinter schwarzem Gewölk hervortrat, warf es seine dunklen Schatten weit über die Landschaft. . . .

* * *

Blutigrot versank die Sonne an jenem Tage und sie sah mit ihren letzten Strahlen, wie das Bauernheer geschlagen und vernichtet war. Vom Morgen bis zum Abend hatte die Schlacht gedauert; nun verfolgten die Reisigen die letzten Fliehenden. Auf einem kleinen Hügel aber stand noch Simon aufrecht und schwang den Hammer und neben ihm kämpfte Meister Regin, eine Eisenstange in der Faust. Hier hielten sie Stand gegen einen Troß Landsknechte. Der Hammer war rot von Blut, die Erschlagenen bildeten einen Wall zwischen den beiden Streitern und den Anstürmenden. Meister Regin stürzte, von einer Pike in die Brust getroffen, und gleich darauf warf ein Geselle Simon von rückwärts zu Boden. Sie fesselten ihn und brachten ihn nach Bamberg. Am nächsten Tage wurden vierzig Gefangene gefoltert und gehängt.

Der Bischof ließ Simon vor sich rufen. Er hatte von den Irrlehren gehört, die dieser gepredigt und wollte den Sünder bußfertig dem Henker übergeben, denn er war ein gnadenvoller Herr. So redete er denn dem Recken, der in trotzigem Hohne ihm gegenüberstand, eindringlich zu, sein Ketzertum abzuschwören. Ja, er versprach sogar, zum Lohne ihm die Folter

zu erlassen, bevor er den Scheiterhaufen bestieg. Die Kirche sei ein Tempel des Erbarmens und übe Gnade gegen den, der auf seinem Todeswege reuig sich vor ihrer Pforte neige.

Da sprach der Gefangene:

„Als der Herr auf seinem Martergange an meine Thüre klopfte, da wies ich ihn von meiner Schwelle. Soll ich mich jetzt demütig ihm nahen — ich, Ahasverus, der Einzige, der ihm trotzt, — mich vor ihm beugen? Ich kenne kein Erbarmen, der Kampf zwischen ihm und mir ist erbarmungslos, ist ewig. Die Faust empört sich gegen das Haupt, das Blut ringt mit dem Geiste, der Knecht greift zum Hammer gegen den Herrn. Meine Waffe liegt draußen unter den Toten. Ich werde sie wiederfinden. Nicht bittend will ich mich der Pforte des Heiligtums nahen — mit dröhnenden Schlägen werde ich kommen. Und seht! Die mir gestern gefolgt sind, ihr habt sie vernichtet. Mein Heer ist zersprengt, verloren die Schlacht. Aber Millionen Streiter wachsen aus dem Boden und heften sich an meine Fersen. Sie suchen ihr Recht, ihr Heil, ihre Befreiung. Und ich, ihr Führer in alle Ewigkeit, ich allein weiß, was sie wollen. Ich will es euch sagen, die ihr

mich anblickt, schreckensbleich und todesbang: Die Faust greift nach der Gurgel! Und der letzte Atemzug der Menschheit, wem gehört er, dir, der du mich verflucht, oder mir, der ich wandern muß, bis ich dir wieder begegne?"

Und übermenschlich wuchs Ahasver empor, indes er sprach.

Er schritt hinaus auf die Straße; durch Bambergs Gassen wandelte er hin, durchs Thor, ins offene Feld. Es dehnte sich vor ihm aus, weit, unabsehbar, stumm. Er aber sah ringsum seine künftigen Vasallen, mit zornigen Gesichtern voll Leidenschaft und Elend; tausende von Hände sah er aus der Erde wachsen, mit griffbereiten Krallen; er sah Sonnenglanz auf ungefügen Waffen, aus friedlichen Werkzeugen geschmiedet; er sah die blutigen Banner, mit hoffnungsgrünem Laub geschmückt, er hörte das Toben der Stimmen, das Hallen der Kampfgesänge. Und über dem Heere des Hasses schwebte eine gewaltige Gestalt mit schwarzen Schwingen des Windes, mit Schwert und Blitz in der Faust, das Haupt geschmückt mit strahlender Krone. Es war der Tod. — Und Ahasverus breitete die Arme aus:

„Nicht mein Feind bist du — mein Weg- und Kampfgenoß, rastlos und ruhelos wie ich.

Mit mir stürmst du gegen den Himmel, du und ich — beide erbarmungslos, hart, wie der Fels, in grimmem Haß Erlösung bringend der Welt!“

Weit und mächtig setzte er Fuß vor Fuß im Staube der Straße. Hinter ihm versank die Stadt mit ihren Türmen, die Zeit und ihr Geschlecht . . . Er aber schritt vorwärts . . .





Zwei Rostocker Geschichten.

I.

Andante amoroso.

Eine Quartett-Geschichte.

Der Schnee fiel in dichten Flocken. Er wirbelte lustig um die hohen Kirchtürme, schimmerte auf allen Dächern, tanzte durch die Straßen. Er gab den verschnörkelten Giebeln ein seltsames, halb drolliges, halb ehrwürdiges Aussehen. Die ernsten Wälle mit ihren Kanonen, die Mauer mit ihren düsteren Schießluken sahen unter der weißen Verkleidung gar nicht so schreckhaft aus. Die gute Stadt Rostock hüllte sich in ihren Winterpelz, zog die weiße Mütze über die Ohren und blinzelte fröhlich in den hellen Wintertag hinein.

Durch das Kröpeliner Thor ging ein düsterer Zug ins Freie. Vier Männer trugen eine Bahre,

eine kleine Anzahl Leidtragender folgte ihr Das goldne Kreuz auf dem schwarzen Sammetteppich, der den Sarg bedeckte, glänzte im Sonnenlicht. Sie trugen einen braven Mann zu Grabe, und die Leidtragenden wußten einander viel Rühmenswertes von ihm zu erzählen. Doch da flüsterte einer seinem Nebenmann ins Ohr von den großen Dingen, die sich vor kurzem in der Welt ereignet haben sollten. Es ging ein böses Gerede von allerhand Wirrsal in der Stadt Paris und schlimme Zeitung war von dort gekommen: man hatte den König gefangen gesetzt, das Volk selbst wollte König sein. Die Kunde lief von einem zum andern, der stille Mann, der da seinen letzten Weg ging, war vergessen, eifrig ward das Ereignis erwogen und beraten.

Nur einer stapfte in schweigsamer Trauer hinter dem Sarge durch den Schnee. Es war der Regenschori vom St. Nikolai, Herr Balthasar Wieck. Für ihn bedeutete der Tod des Mannes, den sie da zu Grabe trugen, eine schier unausfüllbare Lücke. Alle, die im Leben den Steuereinnehmer Herrn Melchior Anthon gekannt, hätten sicherlich nicht begriffen, wie durch den Tod dieses sanften, stillen Menschen von nicht allzugroßer Verstandes- und Geistesbildung, der

überall und stets bis an sein seliges Ende, das vorgestern, 2. Februar 1793, erfolgt war, sich bescheiden im Hintergrunde gehalten, eine Lücke gerissen werden konnte. Nun bewegte sich der Leichenzug durch die kahlen Baumreihen des Kirchhofes. Ein leichter Wind hatte sich erhoben, warf den Schnee von den Ästen und spielte mit welken, gelben Blättern, die er von dem Kranze. eines Grabes entführt hatte. Die treibenden Blätter im Flockengestiebe nahmen sich seltsam genug aus. Herr Balthasar Wieck ergriff eines im Vorüberfliegen. Es war ein Lorbeerblatt „Auf dein Grab, Guter, legt man keinen Lorbeer," murmelte er vor sich hin. „Hast wohl auch nie danach gestrebt. Und doch — wahrlich, auch du verdientest deinen Kranz, du, meine treue zweite Violine."

Sie war für immer verstummt, die zweite Violine und das Quartett, das seit mehr denn einem halben Jahrhundert jeden Sonnabend beim Regenschori von St. Nikolai sich zusammengefunden hatte, war zerrissen. Da klaffte die unausfüllbare Lücke. Herr Balthasar Wieck hatte in seinem langen Leben, das sich so stille und friedlich zwischen den Mauern Rostocks abgespielt, nur eine große Freude gehabt: sein

Quartett. Jeden Sonnabend zog Frau Musica in das Stübchen, wo die Pulte standen und die Instrumente in ihren Särgen der Erweckung harrten. Mit einem Zauberschlage versank Rostock, sein Treiben, sein Leben. Auf einer von eitel Tönen gebildeten Wolke schwebte der Regenschori hoch über der Stadt. Er sah die Thürme von St. Petri und St. Nikolai tief unter sich. Ihm war, als umrauschten ihn die Harmonien der Sphären. Wenn er sich aber umsah, so erblickte er keine pausbäckigen Engelein, sondern ihm gegenüber saß der Steuereinnehmer Melchior Anthon und auf dessen Gesicht voll Blatternarben und Bartstoppeln lag die Aufmerksamkeit, ja nicht den richtigen Einsatz zu verfehlen. Er hatte ihn nie verfehlt, den richtigen Einsatz. Verdiente er dafür nicht ein Blättchen Lorbeer? . . . Man hatte die Sammetdecke vom Sarge weggenommen, und die schmucklose Truhe verschwand langsam unter der polternden Erde, welche die Totengräber ihr nachschütteten. Die Leidtragenden wandten sich zum Gehen, Herr Wieck stand allein vor dem Grabe. Er ließ das Blättlein dem Sarge nachflattern. Dann schritt auch er heimwärts

Als er über den Marktplatz ging, tönte ihm

helles Klopfen aus der Werkstatt des Goldschmieds entgegen. Der junge Meister Peter Korff arbeitete an einem kunstvollen Halsgeschmeide und summte eine wälsche Melodie vor sich hin. Das hatte er alles in Italien, vornehmlich in Rom, wo er lange geweilt, gelernt: das kunstvolle Arbeiten in Gold und anderem Metall und das Summen, Singen und Pfeifen italienischer Weisen. Aber auch die Viola hatte er zu spielen gelernt, und Herr Wieck wußte diese Kunst wohl zu schätzen. War ja der Goldschmied die Perle in seinem Quartett, in seinem armen Quartett, das nun zerrissen war!

„Guten Morgen!" sagte er traurig und blieb vor dem Laden stehen.

„Guten Morgen!" schallte fröhlich die Antwort. Der Goldschmied ließ das Kettlein aus den Händen gleiten. „Herr Regenschori, ich habe was apartes für Euch, was ganz Neues und Feines. Gestern ist mir ein Bruder im Handwerk heimgekommen von der Wanderschaft, und da er weiß, daß ich schön gesetzte Stücklein für allerhand Instrument gerne habe, hat er mir aus Wien ein Pack Quartette mitgebracht. Ein junger Maestro, Wolfgang Mozart heißt er, hat sie gemacht. Sollen gar kunstvoll und erbaulich sein!"

Herr Wieck that einen tiefen Seufzer:

„Mein armes Quartett! Anthon, Gott hab' ihn selig, liegt draußen vor dem Kröpeliner Thor, und in ganz Rostock weiß ich keinen, der das Erbe der zweiten Violine antreten könnte unter uns — — nein, keinen! Aber gebt die Noten nur her."

Der Goldschmied langte aus einer Lade ein umfangreiches Paket. Herr Wieck nahm es seufzend in Empfang und wanderte weiter. Kurz vor seinem Hause, als er eben vor dem Steinthore nach dem Beguinenberg abbiegen wollte, stieß er auf ein gebücktes, eisgraues Männlein, das er schier umgerannt hätte. Es war Herr Josua Pohley, der Ratsschreiber. Die beiden Männer sahen sich traurig ins Gesicht. Herr Pohley spielte ja das Violoncello im Quartett des Regenschori! Die beiden drückten sich wehmütig die Hand, und in dem zerknitterten Gesicht des Ratsschreibers war so viel Beileid zu lesen, als hätte Meister Wieck draußen vor dem Kröpeliner Thor soeben sein Liebstes begraben.

* * *

Margreth Wieck stickte eifrig an einer Altardecke für St. Nikolai; der Kanarienvogel, der in

einem Bauer am Fenster hing, übte sich im Trillern und Zwitschern; der Regenschori saß über den neuen Noten aus Wien und studierte sie durch. Ein Dämmern fiel in die Stube, und große Schatten kamen hinter den breiten Schränken, hinter den mächtigen Lehnsesseln hervor. Ein Wintertag ist kurz; mit hallenden Schlägen läutete es vom Turme St. Petri erst vier. Margreth legte ihre Arbeit zusammen, neckte das Vögelchen mit dem Finger und steckte dann ein Krümelchen Zucker zwischen die Stäbe seines Häuschens. Dann eilte sie, die Lampe anzuzünden.

Mit einem tiefen, tiefen Seufzer klappte der Regenschori sein Heft zu. Wie schön war das, wie harmonisch mußte das zusammenklingen, wie waren die Stimmen ineinandergewebt zu einem melodischen Gefüge! Und sein armes Quartett war zerrissen, die zweite Violine war tot!

Wie das Töchterlein den Vater so trübe dasitzen sah, huschte ihm plötzlich ein seltsamer Einfall durch das Köpfchen. Leise, ohne daß der Vater es merkte, schlich Margreth ins Musikzimmer. Dort nahm sie aus einem Schranke eine alte Geige und kehrte damit in die Stube zurück. Der alte Wieck hob hocherstaunt den Kopf, der Kanarienvogel verstummte scheu bei

den leisen, schüchternen Geigentönen, die nun durchs Gemach zogen.

Es war ein lieblicher Anblick, der sich Wieck darbot: In ihrem weißen Kleidchen, das eine breite rosenrote Schärpe unter der Brust zusammenzuhalten schien, stand Margreth da, die Geige ans Kinn gedrückt, ein Lächeln zwischen dem Grübchen in der Wange und den großen Augen. Und da kam es plötzlich wie helles Sonnenlicht über das umdüsterte Gemüt des Regenschori. Er sprang auf, eilte auf sein Töchterchen zu und schloß es zärtlich in die Arme: „Meine Margreth, meine süße, gute, zweite Violine!"

Ja, er hatte sie wiedergefunden, die zweite Violine — und daß er sie in so reizender Verkörperung wiedergefunden, störte ihn mit nichten. Daß er nicht früher daran gedacht! War doch Margreth stets seine beste Schülerin gewesen in der hohen Kunst des Bogenführens. Der Ton ihrer Geige war zwar schüchtern und zart, aber glockenhell. Noch einige Monate fleißiger Übung, und die Lücke im Quartett war ausgefüllt.

Und die Monate fleißiger Übung gingen ins Land. Die Altardecke für St. Nikolai wollte nicht fertig werden. Statt der Nadel führte Margreths Hand den Bogen. Mit dem Kanarien-

vogel um die Wette übte sie sich in Trillern und Passagen. Als die Rosmarinbüsche im Wallgraben verblüht waren und über die gelben Stoppelfelder der Herbstwind zog, nahm eines Abends Herr Balthasar Wieck die Mozartschen Quartette hervor, verteilte die Stimmen auf die vier Pulte, entzündete die Kerzen und sagte fröhlich vor sich hin: „Nun feiert mein Quartett seinen Ostertag!"

Und wie ehedem tönten die Instrumente innig zusammen, vereinigten sich zum herrlichen Wohlklang der Mozartschen Musik. Auf dem Platze, wo Herr Melchior Anthon selig gesessen, saß aber heute Jungfer Margreth Wieck mit geröteten Wänglein und vor Aufregung pochendem Herzchen: denn sie hatte Angst, den richtigen Einsatz zu versäumen, und sie wollte ihrem geliebten Vater und Lehrer keine Schande machen. Aber auch Meister Peter Korff saß da mit hochroten Backen, leuchtenden Augen und einem hämmernden Etwas in der Brust: gar zu oft schweifte sein Blick übers Pult hinweg zu seinem lieblichen Gegenüber. Auch er bekam Angst, den richtigen Einsatz zu verfehlen.

Das Quartett war zu Ende.

„Himmlisch!" rief Herr Balthasar Wieck und trocknete seine Stirne.

„Sehr schön,“ sagte bedächtig Herr Josua Pohley. Herr Pohley sagte diese zwei Worte und nichts als diese zwei Worte, aber jedes Mal nach dem letzten Takte eines Quartetts, und man durfte sie also heute als Kritik nicht ernst nehmen.

„Göttlich!“ flüsterte Meister Peter Korff — aber er meinte nicht das Quartett damit.

Als das Hausthor sich knarrend hinter den zwei Gästen des Herrn Wieck geschlossen hatte und die Schritte der beiden in der stillen Gasse längst verhallt waren, saß der Regenschori noch, das Notenheft vor sich, die Geige in der Hand und sprach mit seiner Tochter über die merkwürdige Musik des Wiener Maestro. Wie viel Macht und Fülle des Tones, wie viel zarte Innigkeit des Gefühles lag in diesen Stücken! Wie ganz anders klang das im Vergleiche mit den einfachen, harmlosen Motiven der italienischen Meister. Und vor dem Neuen, Gewaltigen, das in dieser Musik sich kundthat, stand scheu, fast ängstlich der Regenschori. Wie mußte der Mann aussehen, der so Großes geschaffen? Da lächelte Margreth, denn in diesem Augenblick dachte sie sich Wolfgang Mozart als einen hohen Mann mit breiten Schultern, einem dichten, braunen Bart, der fast

den Mund verbarg, und blauen Augen — Augen, die ihr auch etwas ganz Neues, Großes zu sagen schienen. So aber sah in Wirklichkeit der Goldschmied Peter Korff aus.

* * *

Jeden Sonnabend war nun wieder Quartett beim Regenschori, Herrn Balthasar Wieck. Margreth spielte wacker mit, und ihr Vater hatte große Freude an seiner Schülerin. Nur die Viola schien ihre Taktfestigkeit von ehedem nicht vollständig bewahrt zu haben. Allerdings war die Takteinteilung in den Werken des Maestro Mozart nicht so leicht, wie in den wälschen Stücken, an denen der Goldschmied seine Kunst gelernt hatte. Deswegen hatte Herr Wieck auch Nachsicht mit ihm und begnügte sich mit einem leisen Räuspern oder Husten, wenn die Viola wieder einmal nicht recht im Geleise war. Und bei solchem Räuspern und Husten geschah es allemal, daß Jungfer Margreth ihr hochrot erglühtes Gesichtchen eilig hinter dem Notenblatte versteckte.

Auf der Warnow trieb schon das erste Eis, die Türme vom St. Nikolai und St. Petri staken jeden Morgen tief im Nebel, das graue Gewölk am Horizont verhieß reichlichen Schnee. Mit

einem eigentümlichen, vielsagenden Lächeln empfing heute Herr Wieck seine beiden Gäste. Er hatte ihnen für diesen Abend eine Überraschung versprochen; sich fröhlich die Hände reibend, wartete er nur auf den Moment, wo sie auf die Notenblätter schauen würden, denn auf diesen stand ganz oben in feinen Buchstaben der Name des Komponisten: Balthasar Wieck.

„Ah," rief Meister Korff, „das nenne ich eine Überraschung!"

„Sehr schön!" murmelte Herr Josua Pohley und stimmte eifrig sein Instrument.

Der Regenschori klopfte mit dem Geigenbogen auf das Pult:

„Erster Satz: Allegro giusto. E-dur! Recht energisch, meine Herren!"

Als zweite Violine gehörte Margreth in den Augen Wiecks nicht zum weiblichen Geschlechte.

Ein verklärender Schimmer zog über das Gesicht des Regenschori, wie nun die vier Instrumente kräftig einsetzten und die Melodie, die er geschaffen, durch das Zimmer tönte. Gar aufmerksam hatte er die Werke des Wiener Meisters durchstudiert, manche hübsche Figur und wohlklingende Wendung hatte er ihm glücklich abgelauscht. Aber er hatte es nicht über sich

bringen können, das kunstvolle Passagenwerk, die Triller und Läufe der Italiener zu verschmähen. Mit breiten Zügen gab die erste Violine die Melodie: sie war einfach und ernst und erinnerte an einen alten Kirchengesang; mit vollem Ton nahm das Cello das Motiv auf und führte es weiter; mit einem Gerank von Tönen umschlangen Viola und zweite Violine die Melodie. Dann vereinigten sich alle vier Stimmen und unisono, immer lauter anschwellend entfaltete sich der Gesang. Dann schwang sich wieder die Violine als Führerin empor und, hoch über den andern Stimmen schwebend, schloß sie mit einem Jubelton den ersten Satz.

Triumphierend blickte sich Herr Balthasar Wieck um. Meister Korff klatschte in die Hände, Margreth warf über das Pult hinweg mit beiden Händchen dem Papa einen Kuß zu, und Herr Josua Pohley sagte mit besonderem Nachdruck: „Sehr schön!"

„Zweiter Satz! Andante amoroso! A-moll! Recht innig — mit recht warmem Gefühl!"

Mit süßem, tiefem Ton begann das Cello; wie eine von Sehnsucht getragene Liebesfrage klang es: Liebst du mich, kannst du mich lieben? Gedämpft — con sordino — flüsterte die

Violine eindringlicher, drängender: O sage, sage, liebst du mich? Nun soll die Viola einsetzen und Antwort geben — ärgerlich wendet der Regenschori den Kopf, die Viola schweigt, die Antwort bleibt aus. Und mit einem entrüsteten „Ah!“ läßt Herr Wieck den Bogen sinken. Denn Meister Korff blickt nicht ins Notenblatt, sondern in die Augen Margreths, und Margreth blickt in seine Augen, und was Violoncello und Violine vorhin gefragt, darauf stand die Antwort klärlich in diesen Augen zu lesen . . . . .

Das Quartett wurde nicht zu Ende gespielt. In grimmem Ärger ging der Regenschori zu Bett, und weinend suchte Margreth ihre Kammer auf.

Der Vater hatte Nein gesagt. Nein, und nochmals nein!

Was, hinter seinem Rücken eine Liebesaffaire beginnen, Frau Musica zur Vermittlerin ihrer Galanterien machen — war das erhört? Handelt so eine rechtschaffene Tochter oder ein ehrbarer Meister im Handwerk? Wenn Monsieur Werther sich aus Liebe totschießt, so ist das seine Sache; er, Balthasar Wieck, Regenschori von von St. Nikolai, duldet in seinem Hause keine Liebespossen. Das werde er dem Frauenzimmer schon aus dem Kopfe bringen, und mit dem

Goldschmied wollte er auch noch ein ernstes Wörtlein reden.

Das gab nun eine trübe Zeit. Nicht einmal das Kanarienvöglein traute sich zu singen. Viele Thränen fielen auf die Altardecke für St. Nikolai, an der Margreth den ganzen langen Tag nun stickte und worin sie tausend Gedanken an den liebsten Mann einwob. Herr Wieck sprach kein Wort und schritt verdrießlich herum. Meister Korff hämmerte an einem Ringlein und wollte jeden Tag auf eine Aussprache zu Herrn Wieck gehen. Aber er verschob immer wieder diesen Besuch, denn der Regenschori, den er hie und da von weitem sah, blickte gar so schreckenerregend drein.

Eines Abends ward schüchtern an die Thür des Wieckschen Hauses geklopft. Der Regenschori erstaunte sehr, als die kleine, gebückte Gestalt des Ratsschreibers in die Stube trat.

„Herr Wieck," begann dieser, „Euer Quartett war sehr schön — ja sehr schön! Ich hätte gar so gerne den dritten Satz noch mitgemacht!"

„Den dritten Satz! Allegro con brio! A-dur! Ja, zum Donner, Ihr wißt ja, wie mein schönes Quartett nun wieder in die Brüche gegangen ist!"

„Aber es liegt ja nur an Euch, es wieder

in Stand zu setzen. Bringt doch der Frau Musica das Opfer! Seht, wenn Ihr es recht betrachtet, der Goldschmied ist kein übler Mann, hat sein hübsches Stümmchen im Ladentisch, und dann — und dann — Allegro con brio — A-dur, das muß sehr schön sein — sehr schön."

Der Ratsschreiber blieb lange bei Herrn Wieck. Als er endlich ging, sah er ganz vergnügt drein und eilte, so rasch ihn seine kurzen Füße trugen, nach dem Marktplatz.

„Sehr schön, sehr schön!" murmelte er vor sich hin.

* * *

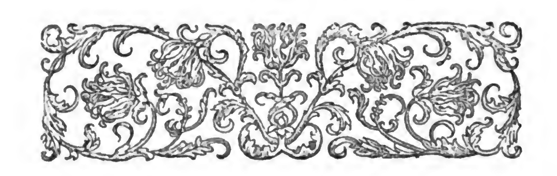
Und die Glocken von St. Nikolai läuteten, und in der Kirche sang man ein fröhliches Hochzeitscarmen. Auf dem Altare lag eine neue Decke — sie war kürzlich fertig geworden, und abertausend Gedanken waren dareingesteckt — und vor dem Altar kniete Meister Peter Korff neben Jungfer Margreth Wieck, und es war ein Paar, das gar prächtig zusammenpaßte. Der Brautvater sah ganz glücklich drein, und nicht weit stand der Ratsschreiber Herr Josua Pohley und trug einen ganz neuen Marderpelz und eine ganz neue funkelnde Kette um den Hals . . .

Am Abend nach dem Hochzeitsschmaus, als die Gäste sich entfernt hatten, da wurden die vier Pulte zusammengerückt, Herr Balthasar Wieck klopfte mit dem Bogen auf sein Pult und rief:

„Wir fangen nochmal beim zweiten Satze an. Also Andante amoroso — recht, recht innig!"

Das brauchte er nicht zweimal zu sagen.





Zwei Rostocker Geschichten.

II.

Ein Katzenmärchen.

Meiner braven Hauskatze gewidmet.

Am Weihnachtsabend des Jahres 1693 stieg der Hexenmeister Fridolin Bärbel auf das Dach seines Hauses. Das war kein weiter Weg, denn das Haus des Hexenmeisters galt als das niedrigste in ganz Rostock. Der Nachtwächter, der nicht einmal der größte Mann der Stadt war, konnte, wenn er vorüberging, bequem einen Ziegel herunterlangen und er that dies auch oft, um Fridolin einen Tort anzuthun. Solches verdiente nun Fridolin gewiß nicht, denn er war, unbeschadet seines Berufes und seine absonderliche Thätigkeit abgerechnet, ein braver wackerer Mann. Nur häßlich war er über die Maßen, alldieweilen der häßlichste Mann der

guten Stadt Rostock immer ihr vom Rate mit Brief und Siegel bestallter Hexenmeister war.

Also Fridolin kletterte aufs Dach. Dort saß im Winkel ein sauberes, weißes Kätzchen. Es hieß Crezi. Sein eigentlicher Name, mit dem auch sein Herr es rief, war Lucretia; aber die Rostocker, Groß und Klein, lockten es nur mit diesem Koseruf und unter diesem war es als des Hexenmeisters einziger Hausgenoß stadtbekannt. Crezi vorsichtig auf der Schulter tragend, stieg Fridolin wieder hinunter in seine Stube. Dort setzte er das Kätzchen auf den Tisch, nachdem er die Phiolen, Schüsseln und Pfannen beiseite geschoben. Dann begann er es zu beschwören, mit Salben zu bestreichen, mit Dämpfen anzuräuchern und was dergleichen hexenmeisterliche Praktiken mehr sind. Mit Crezi ging eine kuriose Wandlung vor. Sie veränderte Form und Farbe, und als eine Rauchwolke, in die Fridolin sie gewickelt, sich verzogen hatte, saß plötzlich auf dem Tische an Crezis Stelle ein schönes, nacktes Fräulein, das sehr verwundert um sich blickte. Dann aber sprang es mit beiden rosigen Füßchen auf den Boden und überhäufte Fridolin mit kunterbunten Fragen. Der sah aus weitaufgerissenen Augen drein, und es schien,

als hätte er ob seines Kunststückes schier die Sprache verloren. Nachdem er sich von seinem Erstaunen einigermaßen erholt, lief er zum Schrank und reichte — wobei er purpurn im Gesichte wurde — seinen scharlachroten Galamantel der Dame, damit sie ihre Blöße verbergen könne. Das Fräulein nahm ihn dankbar an und vergrub sich darein, daß nur die zappelnden Beinchen und das lustige Köpfchen mit seinen zerzausten, tollen Haaren hervorguckten. Darauf setzte sie sich in den Großvaterstuhl vor das Herdfeuer und Fridolin hockte auf einem Schemel neben ihr. Und nun ging es ans Erzählen! Fridolin erzählte, er habe in einem chinesischen Zauberbuche gelesen, daß die Katzen Weiberseelen hätten und daß man, wenn man die Sache nur richtig anpacke, einer solchen Seele auch den Leib eines Weibes geben könne — was er denn soeben glanzvoll praktisch durchgeführt habe. Trezi hingegen war überglücklich, sprechen zu können, ihrem Haß gegen die Rostocker, ihrer Freude am Experiment des Meisters Ausdruck geben zu dürfen.

* * *

Am nächsten Tage kaufte Fridolin ein hübsches Frauengewand, etwelches Geschmeide und ein paar Pfefferkuchen. Damit sprang Trezi wie närrisch in der Stube herum und schließlich sprang sie auch Fridolin an den Hals und küßte ihn auf seinen garstigen Mund. Er hatte ihr das Leben, die Sprache, ihr wirkliches Wesen geschenkt und sie wollte ihm das lohnen. Über das Wie dachte sie lange nach und endlich hatte sie es gefunden. Sie sagte eines Abends, als Fridolin, ganz dumm in ihrem Anschauen, mit ihren Fingern spielte und dabei so rot wurde wie ein rechtschaffener Ketzerscheiterhaufen, ein paar leise Worte und die hatten zur Wirkung, daß nun Fridolin im Zimmer herumhüpfte wie ein Toller, bis er plötzlich Trezi in seine Arme nahm und mit ihr tanzte, als säße der Gottseibeiuns auf dem Herde und spiele die Geige dazu.

Nun war eitel Glück eingekehrt im niederen Häuschen am Kröpeliner Thor. Fridolin machte vor Trezi seine schönsten Stücklein, und wenn ihm eines gelang, so klatschte sie in die Hände. Dann sagte sie ihm, er müsse fort aus diesem engen Nest, müsse in die Welt hinaus, müsse der Größte werden in der ganzen deutschen Hexen-

meisterzunft. Und er lächelte dazu und meinte, das sei nicht schwer, denn um gut hexen zu können, müsse man den Willen eines Mannes und das Herz eines Weibes haben, und beides besitze er ja. Daß er häßlich sei, das empfand Trezi gar nicht mehr. Im Widerschein der Flammen, mit denen er hantierte, in der Begeisterung der Sprüche, mit denen er beschwor, erschien ihr sein Gesicht ganz anders. Sie kauerte vor ihm und sah ihm in die Augen, er hielt mitten im Hexen inne und beugte sich herab zu ihr — und plötzlich verlöschte das Herdfeuer, weil man ob wichtigerer und süßerer Dinge vergessen hatte, sich darum zu kümmern. . . .

* *
*

So ging die Zeit dahin. Der Sommer kam und schwand, das Laub fiel endlich von den Bäumen, eines Morgens war es mit dem Herbst zu Ende. Der Winter rückte an. War es die Kälte, war es ein Schnupfen, den sich Trezi geholt, war es eine böse Laune, die sich irgendwo in Spinneweben versponnen hatte — Trezi kauerte in einer Ecke und gähnte. Es kam ihr alles so eintönig, so langweilig vor. Sie kannte alle Stücke Fridolins. Schließlich traf der Hexerich

von Güstrow die Sachen auch. Und das Hexen überhaupt! Wenn man näher zusah, war nicht viel dahinter. Um eine rechte Freude daran zu haben, mußte man immer ein Stück guten Glauben mitbringen. Und das hatte man nicht allezeit bei der Hand. Dann war Fridolin, wenn sie ihn recht betrachtete, wirklich überaus häßlich. Mitten auf der rechten Wange saß ihm ein braunes Wärzlein, das so dick behaart war wie das Kinn des Bürgermeisters. Und sein Mund war so unförmlich wie — sie fand gar keinen Vergleich dafür! Sie fror in ihrer Ecke, denn der Wind blies durch die Ritzen der Mauer. Fridolin sollte ein neues Häuschen bauen. Das ging aber nicht so schnell, denn Fridolin konnte alles herzaubern, nur kein Geld, und zum Häuserbauen braucht man Geld. Die Bezahlung war aber kärglich und auf eine Naturalwohnung hatte der Rostocker Hexenmeister keinen Anspruch. So gab es vielerlei, was Crezi verdrießlich machte. Als dann Fridolin von einem Wege nachhause kam — er hatte Feldmäuse besprechen müssen — empfing ihn Crezi mit einer Flut von Fragen, auf die der Meister keine Antwort wußte. Und in jeder Frage lauerte ein Vorwurf und jeder Vorwurf hatte Katzenkrallen. An diesem

Abend ging das Feuer nicht aus, aber es gab auch kein Lachen und kein Gekicher in der Stube.

Nun wurde es stiller in dem kleinen Häuschen. Fridolin senkte den Kopf und wußte sich nicht zu helfen. Er grübelte tagelang über dieselbe Frage nach: Er hatte das schwierigste Problem seiner Kunst gelöst, aus einem Kätzelein ein Weib gemacht — und nun sollte er sich in den Gedanken finden, daß seine Hexerei nichts tauge. Und sie taugte auch wirklich nichts. Denn eines Abends, nachdem Crezi mit Fridolin ein langes, aber gar nicht lustiges Gespräch geführt, sagte sie ihm: „Weißt du, das Beste wäre, ich ginge wieder aufs Dach." Und darauf kam sie immer wieder zurück, bis Fridolin einsah, daß er ihr wohl ihren Willen lassen müsse, sonst ginge sie ihm vor Trauer und Kränkung zu Grunde. Sie schlich jetzt immer betrübt in den Winkeln herum, hatte an nichts mehr Freude und blickte sehnsüchtig auf die Mauer, wenn dort Katz und Kater spielten.

So setzte denn Fridolin Crezi wieder auf den Tisch und begann, sie zu entkleiden. Und als sie dasaß, nackt und rosig, wie sie gekommen, da schluchzte er auf und seine dicken Thränen fielen auf ihre Zehen. Der Schmerz schnürte ihm die Kehle zu, daß er die richtigen Formeln

kaum hervorstottern konnte. Die Salbe, mit der er ihre Brust bestrich und ihre Lenden und ihren Rücken, übte ihre Wirkung. Und wie Fridolin sah, wie die weißen Härchen hervorschossen und wie der Leib zusammenschrumpfte und immer kleiner wurde, da mußte er sich an der Kante des Tisches halten, so krampfte sich sein Herz zusammen. Als er wieder zu sich kam, war das Räucherwerk in der Pfanne verdampft und vor ihm auf dem Tische lag Trezi, das Kätzchen, und blinzelte ihn an und krümmte den buschigen Schweif. Da fiel Fridolin auf die Kniee und konnte kein Wort hervorbringen. Er weinte still vor sich hin und aus seinem Kopfe waren alle Gedanken auf und davon gegangen. Trezi aber sah ihn an und er verstand endlich, daß sie noch einen Wunsch habe. So nahm er denn das Tierchen und kletterte aufs Dach und setzte es oben in den Winkel, den dieses mit der Wallmauer bildete. Dann schloff er durch den Rauchfang rasch wieder herunter. Er hatte sich nicht umgesehen, er hörte nur, wie hinter ihm her ein helles, fröhliches Miauen tönte. Nun hatte er ihr doch ihren Wunsch erfüllt, nun wußte er, daß sie ihm dafür mindestens dankbar war . . .

Fridolin Bärbel war der letzte Ratsherenmeister von Rostock. Denn als man eines Wintermorgens das Häuschen in Asche fand und nicht wußte, ob es Fridolin selbst in Brand gesteckt, ob der Teufel ihn geholt oder ob ein böser Zufall den roten Hahn aufs Dach gesetzt, da beschlossen die Herren, die Stelle nicht mehr auszuschreiben. Die elenden Reste des Meisters begrub man in aller Stille. Niemand gab dem Sarge das Geleite; niemand, wenn man nicht ein weißes Kätzchen zählen will, das auf leisen Pfoten hinter den Trägern dahinschlich . . .



Neues von Heinrich Sohnrey,

dem norddeutschen Rosegger!

Soeben erschien:

Rosmarin und Häckerling. Bäuerliche Liebesgeschichten aus Niedersachsen. geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

„Rosmarin und Häckerling" enthält das Beste, was Heinrich Sohnrey als Erzähler überhaupt geleistet hat. Wer den Landmann, der sich durch seine gemeinnützige Thätigkeit für das Land und für den deutschen Bauernstand im ganzen deutschen Vaterlande einen populären Namen gemacht hat, als Erzähler kennen lernen will, wird sein Rosmarin und Häckerling-Buch lesen müssen, das im engen Rahmen von dem lieblichen Dorfbild des „Lorenheinrich" bis zum grotesken Humor des „Hunnenkönigs" und der gewaltigen Tragik der „Sünde" ein vollständiges Bild des bäuerlichen Liebeslebens auf dem Lande darstellt. Sohnrey ist heute — das haben viele Hunderte vorurteilsfreier Männer bereits anerkannt — der größte Volksschriftsteller Norddeutschlands, dessen Schöpfungen — und allen voran — sein Häckerling-Buch einen Vergleich mit den Meistern der süddeutschen Dorfgeschichten nicht zu scheuen brauchen.

Früher erschienen:

Friedesinchens Lebenslauf (Die „Leute aus der Lindenhütte"). Niedersächsische Walddorfgeschichten für große und kleine Leute erzählt. Dritte Auflage. Mit Buchschmuck von O. Ewel. geh. M. 3.50, geb. M. 4.50.

Der Bruderhof. Eine Dorfgeschichte aus dem Hildesheimischen. geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Aus den Hunderten glänzender Besprechungen, die Adolf Pichler's Werke in den letzten Jahren gefunden haben, können hier Raummangels wegen nur einige wenige zum Abdruck kommen, die Zeugnis ablegen, wie die Blätter aller Parteirichtungen in der Schätzung und Würdigung des litterarischen Altmeisters Deutsch-Österreichs eins sind.

Wenn einmal die Zeit Auslese gehalten hat und die Frage auftaucht, wer hat zu Ende des Jahrhunderts, das mit Goethe und Schiller begonnen, der deutschen Dichtung noch die originellsten Töne geliehen, wird man gewiß Adolf Pichler in erster Linie nennen müssen.

Professor Alois Brandl
in der „Deutschen Litteratur-Zeitung" Januar 1897.

Himmelhoch erhaben über die Dorfgeschichten gewöhnlicher Mache lassen sich Pichlers Erzählungen nur mit den Kunstwerken des Meisters der Novelle, Gottfried Keller, vergleichen, an den Pichler mit seiner reizvollen Vereinigung von Feinheit und Schlichtheit sehr häufig erinnert. Daneben stehen freilich auch wieder namhafte Gegensätze. Wir können darauf des näheren nicht eingehen, müssen uns vielmehr darauf beschränken, es noch einmal auszusprechen, daß Adolf Pichlers Schriften zu den allerbesten gehören, wonach das gebildete deutsche Haus zu allen Zeiten greifen kann.

Beilage zur „Münchener Allgemeinen Zeitung"
vom 16. Januar 1898.

Adolf Pichler, der Nestor der deutschen Dichter in Österreich, erlebt im Verlage von Georg Heinrich Meyer in Leipzig eine wahre Auferstehung. Nacheinander treten alle seine Wercke wieder zum Vorschein. Man wird außerhalb Tirols und Österreichs erst jetzt mit dieser markigen Dichterpersönlichkeit bekannt. Sie wird sich ohne Zweifel durchsetzen. Man wird in Pichler eine merkwürdige Verschmelzung von Bildung und Volkstümlichkeit, die weder Anzengruber, noch Rosegger, noch Adalbert Stifter, seine ihm auch künstlerisch verwandten Landsleute, in dieser Weise bekunden, finden; und gerade das: aus dem Volkstum in die Höhen der Bildung künstlerisch-organisch emporzuwachsen, also die alten Schäden der deutschen Litteratur für sein Teil zu überwinden, war in der That Pichlers Lebensideal.

Litterarischer Jahresbericht 1897.

Herrosé & Ziemsen, Gräfenhainichen.

